

Gießener Universitätsblätter

Herausgeber: Präsident der
Justus-Liebig-Universität Gießen und
Gießener Hochschulgesellschaft

1 Jahrgang XVIII
Heft 1
Mai 1985

Druck und Verlag
Brühlsche Universitätsdruckerei
Gießen



Gießener Universitätsblätter

Herausgeber: Präsident der
Justus-Liebig-Universität Gießen und
Gießener Hochschulgesellschaft

1 Jahrgang XVIII
Heft 1
Mai 1985

Druck und Verlag
Brühlsche Universitätsdruckerei
Gießen

<i>Herausgeber</i>	Präsident der Justus-Liebig-Universität Gießen und Gießener Hochschulgesellschaft
<i>Schriftleitung</i>	Prof. Dr. Egon Wöhlken (Wö) Senckenbergstraße 3, 6300 Gießen Ruf (06 41) 7 02 83 00 (vormittags)
<i>Mitarbeiter der Redaktion</i>	Annedore Kübel, M.A. (AK) Ludwigstraße 28, 6300 Gießen, Ruf (0641) 45449
<i>Druck und Verlag</i>	Brühlsche Universitätsdruckerei Gießen

Inhalt

Beiträge

Hanns Gotthard Lasch Der Arzt und das Sterben	5
Ernst Schulin Was kann weltgeschichtliche Betrachtung für die Ortsbestimmung der Gegenwart leisten?	19
Knut Bleicher Betriebswirtschaftslehre – quo vadis?	33
Andrzej Wirth Säkularisierung des deutschen Theaters	45
Gottfried Boehm Die Moderne als Herausforderung Zum Wissenschaftsbegriff der Kunstgeschichte	49
Werner Gruppe Kleine Bäume für Süßkirschen – eine Herausforderung an die Pflanzenzüchtung	61
Ulrich Karthaus Laudatio auf Lieselotte Blumenthal	73
Biographische Notizen	77

**Wir danken allen Firmen,
die unsere Förderbemühungen
durch Anzeigenaufträge unterstützen.**

**Unsere verehrten Leser bitten wir,
die Anzeigen zu beachten.**

Inserate: Brot für die Welt, Commerzbank, Dresdner Bank, Eli Lilly, Gail, Hoechst, Ihring Melchior, Hotel Kübel, Studentenreisen, Volksbank Gießen



Eli Lilly GmbH
Gießen und Bad Homburg

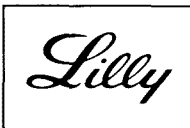
Engagiert für eine bessere Zukunft — über hundert Jahre ELI LILLY

Seit vier Generationen stellt ELI LILLY dem Arzt Pharmaka von höchster, gleichbleibender Qualität zur Verfügung.

Bahnbrechende Leistungen sind:

- | | |
|---|--|
| 1923: erste industrielle Produktion von Insulin | 1964: Cephalotin, Lilly — Einführung der Cephalosporine in die Antibiotikatherapie |
| 1928: Leberextrakt gegen perniziöse Anämie | 1969: Oracef® — erstes orales Cephalosporin-Antibiotikum |
| 1948: Procain-Penicillin | 1975: Gernebcin® (Tobramycinsulfat) |
| 1952: Erythromycin | 1975: Feprona® (Fenoprofen-Calcium) |
| 1955: Wesentlicher Anteil an der Entwicklung der Salk-Vakzine gegen Kinderlähmung | 1977: Mandokef® (Cefamandol-Nafat) |
| 1960: Glukagon Lilly | 1978: Dobutrex® (Dobutamin) |
| 1961/63: Zytostatika Velbe® und Vincristin, Lilly | 1979: Panoral® (Cefaclor) |
| | 1980: Eldisine® (Vindesinsulfat) |
| | 1981: Moxalactam® (Lamoxactam) |
| | 1982: Huminsulin® (Biosynthetisches Humaninsulin) |

Als einer der bedeutendsten forschenden Arzneimittelhersteller investierte Lilly in den letzten 5 Jahren insgesamt annähernd 3,0 Milliarden DM in Forschungsaufgaben — in die Verwirklichung einer besseren Zukunft.



Lizbeth Arden

**PHYSIO
CONTROL**

Der Arzt und das Sterben

Wir leben in einer Zeit, in der wie niemals zuvor über den Tod geredet, geschrieben und diskutiert wird. Trotz des von allen Seiten postulierten Tabus des Todes in unserer Gesellschaft ist er zu einem Modethema geworden, um das sich vielschichtig und mit unterschiedlicher Kompetenz nicht nur die bemühen, die durch unmittelbares Erleben oder konsequentes Nachdenken zu einer eigenen Vorstellung gekommen sind, sondern auch die engagiert sind, die es mehr im Sinne „einer Vermarktung“ in der Öffentlichkeit und nicht frei von Sensationshascherei und den eigenen Interessen dienend zur Schau stellen. Waren es früher die Theologen, Dichter und Philosophen, die in Tod und Sterben die Erfüllung des Lebens beschrieben, sind es heute Reporter, Journalisten und die Wissenschaftler aus modernen Fächern wie Soziologie und Psychologie, die über eine wechselnde aktuelle Thematik der Stunde hinaus den Tod in seiner soziologischen Bedeutung untersuchen.

Merkwürdigerweise waren es eigentlich nie – oder nur sehr selten jedenfalls – Ärzte, die Reflektionen über den Tod anstellten, obwohl doch gerade ihre Begegnung mit dem Ende des einzelnen Lebens ungleich häufiger erfolgt als bei jeder anderen Berufsgruppe, die Theologen ausgeschlossen. Eine Ursache dafür mag die Tatsache sein, daß im Beruf des Arztes das Helfen, ja das Heilen der Lebenden den Tod als Antithese fast auszuschließen scheinen, der Tod des Patienten als eigene Niederlage empfunden und im eigenen Leben verdrängt wird.

Der Erfolg in der Behandlung wird ja

auch in der wissenschaftlichen Medizin letztendlich an der Letalitätsstatistik gemessen. Man denke etwa nur an Arbeiten von Chirurgen, bei denen nicht nur die Stelle hinter dem Komma der Spalte „Letalität“ in der Statistik im konkurrativen Vergleich wissenschaftliche Bedeutung hat, sondern auch darüber hinaus bei Bekanntwerden der Daten in der Öffentlichkeit bei denen, die darum wissen und die es sich leisten können, Ausschlag gibt, wem man sich voraussichtlicherweise besser oder weniger gut anvertrauen kann.

Hier gäbe es noch viele andere Beispiele, die belegen könnten, warum in einem solchen Klima unter Ärzten der Tod kaum einen Platz haben kann, besser sogar negiert werden muß, damit man erfolgreich weiter seinen Beruf zu erfüllen vermag. Bricht einer – wie es Hackethal getan hat – aus dieser unausgesprochenen Alliance des Schweigens aus, dann findet er gerade bei den Ärzten kaum Verständnis, ja entfacht helle Empörung, wenn er offensichtlich nur um des Schaulust willen, schlimmer noch des eigenen materiellen Vorteils willen, nicht nur das schließlich individuelle Erleben in die Breite der Öffentlichkeit zerrt, ja darüber hinaus sich selbst zum Richter über Leben und Tod macht.

Das Problem selbst ist es dabei nicht, welches etwa neu und nie durchdacht dem Arzt begegnet, er stellt sich ihm fast täglich in der Grenzsituation des Sterbens seiner Kranken. Nein, die freche, aggressive Leichtigkeit und Verallgemeinerung der Darstellung ist es, welche nicht nur zum Widerspruch reizt, sondern zur Ableh-

nung von Person und Anliegen führen muß.

Vor diesem Hintergrund sollte mein heutiger Vortrag auch nicht dazu angetan sein, als Grundlage für Verallgemeinerungen zu dienen. Er ist der Bericht eines älteren Kliniklers, der dem Tod in einem längeren Erleben am Krankenbett in seinen verschiedensten Formen begegnet ist und der immer sehr viel Zeit – vielleicht auch den Impetus aus oben Gesagtem – gefunden hat, über ihn nachzudenken. Ihm haftet die ganze Subjektivität des Erlebten an, rekonstruiert aus wenigen Aufzeichnungen und der Erinnerung an Dinge, die, aus dem Alltäglichen herausgerissen, Marken hinterlassen haben.

Das Sterben in einer modernen Klinik hat viele Gesichter, die eine globale Abhandlung des Themas fast unmöglich machen. Beim Versuch einer Ordnung des Erlebten bieten sich zwei größere Gruppierungen an: Der Tod auf Intensivstation, also im Gefolge einer akuten, manchmal aus voller Gesundheit auftretenden tödlichen Krankheit oder eines Unfalles und andererseits der Tod auf der normalen Station, im Gefolge einer schweren, konsumierenden Krankheit, mehr oder minder lange Zeit vorhersehbar und letztendlich doch den gleichen Gesetzen folgend.

Über 60% aller Kranken unserer Klinik sterben auf der Intensivstation als einer hochtechnisierten Wach- und Behandlungsabteilung. Herzinfarkt, Lungenembolie, Schock, Vergiftungen, große unstillbare Blutungen, Sepsis und Infektion und Organversagen von Gehirn, Lunge, Leber, Niere stehen in der Reihe der Diagnosen, die zum Tode geführt haben.

Die Grenzsituation zwischen Leben und Tod wird von diesen Kranken oft ohne irgendeine Anlaufzeit erreicht, ihre Dauer ist nicht zuletzt abhängig vom Einsatz technischer Hilfsmaßnahmen zum Aufrechterhalten der Funktion von Herz,

Lunge, Kreislauf und Niere. In der Regel sind die Patienten nicht ansprechbar, sei es durch die zu Grunde liegende Krankheit selbst, sei es durch medikamentöse Sedierung, um die Voraussetzungen für das Funktionieren der Apparatur, etwa der Künstlichen Atmung, zu schaffen. Der Tod erfolgt hier nicht selten durch das Abschalten der Beatmung bei Ausweglosigkeit. Die Zeitdauer des Sterbens ist nur wenige Minuten lang, ohne daß der Kranke sein Bewußtsein wiedererlangt.

Es besteht kein Zweifel, daß die Intensivmedizin – die von manchen oft als „Apparatemedizin“ zu Unrecht denunziert ist – große Erfolge gebracht hat. Mancher Kranke, der in dieser Grenzsituation des Lebens keine Chance mehr zu haben schien, hat nicht nur allein durch den Einsatz der Technik die Krankheit überwunden, sondern auch ein erfolgreiches Leben danach in Angriff nehmen können.

Trotz aller Erfolge aber muß man sich darüber im klaren sein, daß auf der Intensivstation infolge der Konzentration Schwerstkranker „Sterben“ ein nahezu alltägliches Ereignis ist. Dies bedeutet für Arzt, Schwester und Pfleger eine tägliche Begegnung mit dem Tod.

Will man Sterben auf einer solch akuten Wachstation besprechen, dann stößt man schnell an die eigenen Grenzen, fehlt aus den gesagten Gründen oft jede verbale Kommunikation mit dem Kranken, die uns verwertbare Informationen liefern könnte. Oft sind es mehr Veränderungen der Mimik, schwache Handbewegungen und vor allen Dingen der Ausdruck der Augen, die als Signale Hinweise geben und die Gefühle wie Verzweiflung, Schmerz, Angst und Trauer, aber auch Hoffnung, Dankbarkeit, ja Liebe ahnen, sogar wissen lassen. Dies verlangt weniger eine große Erfahrung, als eine dauernde, die ganze Person des Helfenden in Anspruch nehmende Zuwendung zum Kran-

ken. Gerade in dieser Grenzsituation kann viel richtig gemacht werden, aber auch sehr viel falsch.

Dabei spielt oft die Fehleinschätzung des Bewußtseins des Sterbenden eine große Rolle, erfaßt er doch völlig unerwartet die Tätigkeit um ihn, Gesten der ihn betreuenden Menschen, ein gesprochenes Wort sehr viel mehr, als es die klinische Symptomatik vor Augen und bei noch so objektiv diagnostizierter Krankheitssituation scheinen läßt. Jeder erfahrene Arzt hat erlebt, daß Kranke nach Aufklaren des Bewußtseins und in der Rekonvaleszenz über Einzelheiten aus der Zeit berichten, in der die Umgebung sie in der Dunkelheit tiefer Bewußtlosigkeit währte. Ich werde nie vergessen, wie mir ein Schwerstkranker nach einem Herzinfarkt, der im Kreislaufschock unter künstlicher Beatmung, bei tagelanger Bewußtlosigkeit auf Intensivstation lag, Wochen später, als er wieder aufstehen konnte, im ernstesten Gespräch sagte, wie bedrückend er mein Verhalten gegen eine pflegende Schwester empfunden hätte, das ich in der Aufregung um einen vermeintlichen Fehler in der Behandlung an den Tag gelegt hatte. Mit anderen Worten, Reflektion über oder um das Erleben Todkranker auf Intensivstation können wir nur dann anstellen, wenn wir die Worte und Erfahrungen, ja das Erleben derer zugrunde legen, die vielleicht in der Grenzsituation des Todes gewesen sein mögen, die Grenze selbst aber nicht erreicht haben.

Trotz dieser Einschränkung in ihrer letzten Verbindlichkeit der Aussage gilt es aber zu lernen, gilt es zu begreifen, von welcher ungeahnten Bedeutung das Verhalten, ja die Haltung derer ist, die um den todkranken Patienten als Helfer sich bemühen.

Eindrucksvoll wird dies im Krankenbericht des englischen Anaesthesisten J.S. Robinson deutlich. Er war selbst Leiter ei-

ner Intensivstation, als er lebensbedrohlich erkrankte und auf seiner eigenen Station behandelt wurde. Er war todkrank, wurde reanimiert, bewußtlos und beatmet. Sein eigenes, von ihm selbst hervorragend ausgebildetes ärztliches und pflegerisches Personal behandelte ihn mit großem Erfolg. Er überlebte und wurde gesund. Als er gefragt wurde, was ihm in der Zeit der Krise mit wachsendem Bewußtsein am meisten geholfen habe, sagte er sehr schlicht: „die Hand meiner Frau“. Von ihr ging die Kraft aus, die ihm das Team, das ihn vielleicht sogar schon aufgegeben hatte, nicht geben konnte. Deutlicher kann dem Arzt kaum vor Augen geführt werden, daß es eben in dieser Situation – das Wissen um die richtige Behandlung vorausgesetzt – nicht nur auf die intellektuelle Leistung um die Krankheit ankommt, daß hier mehr verlangt werden muß; die Zuwendung und Hingabe als solche, wobei nicht allein die Sprache, oft viel mehr Augen und Hände als Vermittler von Hilfe, von Zuneigung, von Führung und auch von Liebe den Ausschlag geben. Einfacher scheint zu beurteilen, wie der Tod in einer solchen akuten Situation auf die unmittelbare Umgebung wirkt, für die das Sterben eines Kranken ein regelmäßiges Erleben am Tage ist. Das gilt sowohl für Ärzte als auch für das Pflegepersonal. Gerade Letzteres erfährt in der fast körpernahen und dauernden Wache um den Kranken das Sterben in unmittelbarer und oft langzeitiger Konfrontation. Man kann heute davon ausgehen, daß es vornehmlich junge Schwestern und Pfleger sind, die auf der Intensivstation tätig sind, denen ja gerade die langjährige Erfahrung im Umgang mit Todkranken fehlen muß. Ursache hierfür ist der Stand der Ausbildung, ist doch erst in den letzten 10 Jahren auch eine systematische Ausbildung in der Technik der Intensivmedizin Teil des Lehrplanes, so daß die ältere Schwester

mangels des „Know-hows“ weniger eingesetzt werden kann, auch oft gar nicht für diese Tätigkeit herangezogen werden will. So bleibt es eben nicht aus, daß es gerade die jungen Menschen sind, oft im naturwissenschaftlichen Ansatz perfekt, die mit der Problematik von Sterben und Tod fertig werden müssen, und das gelingt nicht jedem jungen Menschen, der auf Intensivstation tätig ist. Die mangelnde Erfahrung im eigenen kurzen Leben ist eine wichtige Ursache, die potenzierend eigene Grenzsituationen im Leben heraufziehen läßt und gegen die Belastung nur unzureichend Schutz bietet. Lange Zeit und individuell unterschiedlich werden diese Erlebnisse kompensiert. Die einen fordern immer mehr Ausbildung, immer höhere technische Perfektion, bessere Kenntnisse über die zu bedienenden Maschinen und die damit im Zusammenhang stehenden pathophysiologischen Probleme, gewissermaßen auf der Flucht nach vorn vor dem sie bedrückenden persönlichen Erleben von Leiden und Sterben. Andere reagieren mit häufigerem Kranksein. Es besteht kein Zweifel, daß der Krankenstand auf Intensivstation höher ist als auf den anderen Stationen des Hauses.

Ich erinnere mich an zwei junge Schwestern in meiner Sprechstunde, die mit Herzbeschwerden rein nervöser Genese zu mir kamen und die glaubten, ja verlangten, an Überwachungsgeräte angeschlossen zu werden, weil sie eine lebensgefährliche Herzkrankheit vermuteten. Aus dem täglichen Erleben waren sie auf dem besten Wege dazu, eine schwere Herzneurose zu entwickeln.

Wiederum bei anderen entwickelt sich eine merkwürdige, kaum begreifbare Ausdrucksweise, wenn sie über Leiden und Tod von Kranken miteinander reden. Wenn ein junger Pfleger von einem Sterbenden sagt: „Der legt bald den Löffel weg“, oder ein anderer: „Der macht heute

noch die Flatter“, eine junge Schwester den Tod eines ihr anvertrauten, mit rührender Fürsorge betreuten Patienten mit der Bemerkung apostrophiert: „Der steigt gerade in die Kiste“, dann sind dies keine Hinweise auf seelische Grausamkeit junger Menschen, sondern es sind Symptome und Selbstschutzmechanismen, sind Indikatoren für die eigene Hilflosigkeit Leiden und Sterben gegenüber.

Es gab eine Zeit auf der Intensivstation unserer Klinik, wo sich in einem solchen Klima Aggressionen der Schwestern gegeneinander entwickelten, die über verbale Injurien hinaus selbst zu körperlichen Attacken gegeneinander Ausdruck fanden. Man erinnert sich an Heideggers Worte, daß die Erfahrung des Todes anderer Menschen – und hier auf Intensivstation eben in dauernder, nicht abreißen-der Folge – und die daraus folgende Antizipation des eigenen Todes in der Phantasie, eine Grenzsituation par excellence bedeutet. Wir hatten vor Jahren eine mehr als kritische Situation auf der Intensivstation, die aber inzwischen durch institutionalisierte Besprechungen und ein sehr intensives Miteinander abgebaut werden konnte.

Die Rolle von verständigen, überlegten, ja überlegenen Ärzten bei der Stabilisierung des Klimas einer solchen Einheit im Zentrum von Leiden und Sterben ist nicht zu unterschätzen. Inzwischen herrscht wieder Ruhe, ohne daß das Kernproblem sich geändert hätte.

Burghard Klapp hat in seiner hervorragenden Arbeit über Psychosoziale Intensivmedizin wichtige Untersuchungen zum Spannungsfeld von medizinischer Technologie und Heilkunde vorgelegt. Im psychosozialen Ansatz hat er die Menschen – Kranke, Ärzte, Schwestern und Pfleger – auf Intensivstationen im komplexen medizinischen und psychosomatischen Handlungsfeld untersucht. Ihm gelang es mit-

tels empirischer Erhebungen, die psychosozialen Bedingungen der am intensivmedizinischen Geschehen Beteiligten zu objektivieren. Kranke Patienten wurden nach einem besonderen Schlüssel retrospektiv nach Überleben der Grenzsituation zu ihren Erfahrungen während der akuten Bedrohung gefragt, Interaktion zwischen Patienten und Pflegekräften wurde untersucht, wobei speziell auf Faktoren abgehoben wurde, die sich belastend oder gar negativ auf die Beziehung von Krankem und Pflegekraft auswirken. U. a. wurden speziell die Wünsche und Hoffnungen der Kranken selbst und deren Realisierungsmöglichkeiten eruiert. Obwohl ich mir bewußt bin, daß unser heutiges Thema nur einen Teilaspekt – vielleicht den Kern – dieser Untersuchungen anspricht, möchte ich doch einige Aussagen anführen, könnten sie doch hilfreich sein, Sterben und Tod auf Intensivstation besser zu verstehen, ja hilfreich werden, wenn es um den Versuch geht, in der Grenzsituation zu bestehen.

Auffallend ist, daß Schwestern, Pfleger und Ärzte die Situation intensivbehandelter Kranker wesentlich belastender, kritischer, z. T. sogar negativer sehen als die Kranken selbst nach erfolgreicher Reanimation und konsequenter technischer Behandlung. Dabei finden sich auch deutliche Unterschiede zwischen Schwestern, Pflegern und Ärzten. Die Schwestern sind es, die am häufigsten zu negativen Einschätzungen sowohl hinsichtlich der Situation und Belastung der Kranken als auch ihrer eigenen Lage kommen. Positiv, allenfalls indifferent äußern sich die Ärzte. Interessant ist auch ein Unterschied im Urteil von Schwestern und Pflegern, wobei letztere in ihrer Antwort eher der der Ärzte ähnlich sind. Tatsache ist, daß es gerade Schwestern sind, die in dauernder körperlicher Nähe dem Schwerstkranken im wahrsten Sinne des Wortes zur Seite

stehen, während jedenfalls die Pfleger ihren Aufgabenbereich nicht selten in administrativen Funktionen und Aufgaben der Intensivstation suchen und in direktem zeitlichen Krankenkontakt sehr viel mehr den ja für mehrere Kranke gleichzeitig verantwortlichen Ärzten ähneln.

So sind es auch vornehmlich die Schwestern, die für die jeweils betreuten Patienten nicht unbedingt alle möglichen intensivmedizinischen Maßnahmen ausgeschöpft wissen wollen, ja auch als erste häufig das Ende einer weiteren apparativen intensivmedizinischen Behandlung fordern. Ich erlebe bei der täglichen Visite häufig gerade von ihnen die Bitte, endlich doch die Apparate abzustellen, während so mancher – auch erfahrene Arzt – immer noch auf einen Erfolg der Behandlung hoffend – gar nicht auf den Gedanken kommt, das immer aussichtsloser werdende technische „Amlebenhalten“ zu beenden. Von dem älteren, erfahrenen Arzt, der hinsichtlich der technischen Fertigkeiten am Krankenbett mit dem jüngeren Assistenten kaum Schritt halten kann, wird gerade hier, auch vom Pflegepersonal, in der Frage der Beendigung maschineller Unterstützungsmaßnahmen Kompetenz erwartet. Eine Forderung, die er auch anzunehmen hat. Die Entscheidung selbst kann nicht in der Diskussion getroffen werden, in der Regel trifft er sie in voller Verantwortung allein.

Klapp kommt beim Vergleich seiner Ergebnisse mit den umfangreichen Berichten in der Literatur zum Schluß, daß die z. T. weit unterschiedlichen, auseinanderreichenden Einschätzungen der Intensivbehandlung seitens von außen kommender Betrachter einerseits wie auch unterschiedlicher Angaben zur Belastung seitens der Kranken andererseits zu einem nicht kleinen Teil mit Untersuchungsart und -zeitpunkt zusammenhängen. Welche Mechanismen allerdings unter welchen

Bedingungen und für welchen Menschen einer adäquaten Verarbeitung von Belastungen eher förderlich oder hinderlich sind, ist noch weitgehend ungeklärt.

Allgemein verbindliche Grundzüge einer Verbesserung in der Kommunikation mit Sterbenden auf Intensivstation lassen sich – wie sollte es auch anders sein – nur schwer ableiten. Auch in der akuten Situation des Sterbenden auf Intensivstation mag zwar der technische Ansatz gleiche Züge aufweisen und der Gang der versagenden biologischen Regulationen nach gleichen Gesetzen verlaufen. Das ganz Persönliche, Einmalige der Person bleibt aber deutlich erkennbar und verlangt mehr als die Beherrschung der drei Zugänge zur Medizin, mehr als Naturwissenschaft, Psychologie oder Soziologie.

Während der Todkranke auf Intensivstation die Phase des Lebensendes schnell, gewissermaßen im Zeitraffer, erlebt, ist der chronisch Leidende oft lange Zeit mit seinem Sterben konfrontiert. Hier erlebt auch der Arzt oft über einen langen Zeitraum die ganze Skala menschlicher Reaktionen im Angesicht des nahen Endes seines Patienten, muß sich im Gegensatz zur Intensivmedizin – eben auch in der Regel mittels der Sprache als Helfer – auf der längsten Wegstrecke seines Kranken bewähren. Es ist in letzter Zeit viel über die Probleme von Sterben und chronisch Kranken gesprochen und geschrieben worden, seltener waren es Ärzte, häufiger Psychologen und Soziologen, die nicht nur über das Sterben chronisch Kranker im Krankenhaus nachdachten, sondern die vor dem Hintergrund von tiefenpsychologischen und psychoanalytischen Ansätzen auf Mißstände in der Betreuung des Sterbenden hinwiesen, ja Forderungen zur besseren Kommunikation zwischen Arzt und Kranken gerade hier erhoben haben. Man möchte meinen, daß gerade den modernen, mehr geisteswissen-

schaftlichen Fächern der Medizin die eigene, täglich erlebte praktische Erfahrung fehlt; eine von vielen als entscheidend postulierte Voraussetzung, wenn es um die Frage der Sterbehilfe und den Umgang mit Sterbenden geht. Ich meine aber doch, daß die Kritik, die sich mehr an der gesellschaftlichen Verarbeitung des Todes unserer heutigen Umwelt entzündet, auch im Spannungsfeld jedes Arztes Niederschlag finden muß, welche sich zwischen seinem eigenen, erlernten Ansatz, Krankheiten zu kurieren und der Unmöglichkeit, Leben erhalten zu können, mit unterschiedlichster und ganz individueller Akzentuierung entwickelt.

Richtig ist es, daß im Gegensatz zu früher der Sterbende die letzte Strecke seines Weges sehr viel häufiger im Krankenhaus zurücklegt, also in einer Umgebung, die für ihn fremd ist, in der sein Kontakt zu ihm lieben Menschen in der Regel auf kurze Zeit des Tages reduziert wird. Dabei ist es nicht immer der Kranke selbst, der in dieser Phase seines Lebens den Aufenthalt in der Klinik will. Häufig sind es auch die Angehörigen, die ihn – aus was für Gründen auch immer – auf der Station im Krankenhaus besser aufgehoben wännen. Bei einigen ist es sicher die Hoffnung, daß durch richtige Behandlung das drohende Schicksal abgewendet werden kann, bei vielen ist es aber auch die Angst vor der dauernden Konfrontation mit dem Sterbenden, mit der Rückwirkung auf das eigene Leben, die sie zur Überweisung des Kranken in die Klinik drängen läßt.

War es früher der Hausarzt, der als mit der Familie eng vertrauter Weggefährte durch ein ganzes Leben Leiden und Sterben eines Mitgliedes dieser Gemeinschaft miterlebte und mitgestaltete, ist es heute mehr und mehr der Arzt im Krankenhaus, dem der Sterbende in seine Verantwortung gegeben ist.

In einer großen Klinik sterben täglich

Kranke, nicht nur auf der Intensivstation, auch auf der normalen Pflegestation für chronisch Kranke erlebt der Arzt Sterben und Tod täglich in Ausübung seines Dienstes am Kranken. Die Erfahrung der älteren Kliniker müßte eigentlich groß sein und ständig wachsen, und doch scheint es für viele von ihnen fast unmöglich, darüber zu reden oder gar Richtlinien abzuleiten, die für andere verbindlich sein könnten. Es scheint, als gelte es damit für viele von uns Ärzten, den Schleier eines Geheimnisses zu lüften, welches wir nicht nur als Betrachter kaum erfassen, sondern in welches wir miteingebunden sind. Natürlich wird alles, was wir als Motivation für unseren Beruf empfunden haben, gerade in dieser Grenzsituation des Lebens zur besonders sorgfältigen Erfüllung drängen, ja verpflichten, wie intensive und längere Zuwendung, noch bessere Pflege, Wegnahme von Schmerzen und Angst, aber ist das genug? Die Antwort sich selbst gegenüber, die fehlende Rückkopplung mit einem zu objektivierenden Erfolg in der Betreuung, die doch die Sicherheit des erfolgreichen Arztes ausmacht, bleibt lückenhaft, widersprüchlich und macht unsicher, wenn über das Erleben im Einzelschicksal hinaus richtiges oder falsches ärztliches Verhalten abgeleitet werden soll. Wissen wir denn überhaupt genug über den vom Tode gezeichneten, den sterbenden Menschen, um mit den uns zur Verfügung stehenden Skalen eine Orientierung zu finden oder gar Urteile anmaßen zu können.

So nimmt es auch nicht Wunder, daß es nur wenige Untersuchungen gibt, die mit Zahlen einige Vorstellungen zu unterlegen versuchen. Witzel hat einmal eine Gruppe von 110 Sterbenden zusammengefaßt und einer Kontrollgruppe gegenübergestellt, in der schwer chronisch Kranke, deren Tod nicht bevorstand oder abzusehen war, aufgelistet wurden. Der Vergleich

beider Gruppen ergab wichtige Unterschiede. Die Angst vor dem Tode war in der Gruppe der Sterbenden signifikant geringer als bei der Gruppe der Schwerkranken. Während letztere sehr viel intensiver nach ihren Befunden und ihren Chancen fragen, nimmt dies in der Gruppe der Sterbenden bis auf wenige Ausnahmen praktisch auf null ab. Überhaupt wird deutlich, daß die Angst vor dem Tode immer geringer wird, je näher der Tod rückt. Jüngere Kranke, die sterben müssen, sind ängstlicher als ältere Menschen, einen Unterschied zwischen Männern und Frauen gibt es nicht. Sehr viel häufiger werden Furcht vor Schmerzen oder gar Verblödung geäußert als Angst vor dem Tode selbst. Patienten mit festem oder gar keinem Glauben sehen dem Sterben ruhiger entgegen als die Kranken, die mit Zweifeln belastet sind. Die Festigkeit im Glauben nimmt mit der Verschlechterung der Krankheit zu. Von den Sterbenden in dem Kollektiv von Witzel glauben über 70% an ein Weiterleben nach dem Tode, während bei Schwerkranken diese Zahl unter 30% liegt. Könnte es sein, daß der Sterbende in der Festigung seines Glaubens nur Halt sucht, oder weiß er mehr? Eine Antwort ergibt sich aus der Frage, ohne daß eine sichere Antwort gegeben werden kann.

Solche Zahlen verlangen natürlich Kritik, sie sind mehr als Hinweis denn als gesicherte Tatsache zu interpretieren. Bennhold Thompsen hat bei sterbenden Kindern bestätigt, daß mit dem Näherkommen des Todes die Furcht schwindet, und daß Unterschiede in der Literatur mit dem Zeitpunkt der Befragung zusammenhängen.

Wohl den größten Wert haben die Arbeiten von Frau Kübler-Ross, die gemeinsam mit Theologen, Ärzten und Psychologen an Kliniken in Chicago den Versuch unternommen hat, die vielen widersprüchli-

chen Ergebnisse bei Befragung von Schwerkranken und Sterbenden zu ordnen. In ihren „Interviews mit Sterbenden“ entwirft sie ein phasenhaftes Geschehen um den sterbenden Menschen, wobei die Zahl ihrer Untersuchungen und die Intensität der vielschichtigen Befragungen eine gewisse Verbindlichkeit im Sinne eines stufenweisen Verlaufes erkennen lassen.

Am Anfang steht die Phase des Nichtwahrhabenwollens und der Isolierung. Der Kranke negiert die Ergebnisse, glaubt eher an die Vortäuschung von Befunden. Diese Phase wird besonders deutlich, wenn der Patient zu früh durch jemanden informiert wird, der zwar die Diagnose und die Prognose der Krankheit kennt, der aber um die Aufnahmebereitschaft des Kranken nicht genug weiß oder das Ganze nur schnell hinter sich gebracht haben will. Das Nichtwahrhabenwollen schiebt sich wie ein Puffer zwischen den Kranken und sein Entsetzen über die Diagnose. Mir scheint, daß gerade diese, oft flüchtige Phase bei todkranken Ärzten besonders ausgeprägt ist, findet man doch gerade bei ihnen ein eklatantes Mißverhältnis zwischen Wissen um die Krankheit und Einschätzung der eigenen Situation.

In einer zweiten Phase, Kübler-Ross nennt sie die des Zornes, erkennt sie Patienten, die mit Wut, Groll, Neid reagieren: Warum gerade sie und nicht andere von der Krankheit getroffen sind. In diesem Abschnitt hat es der Kranke schwer mit seiner Umgebung und diese mit ihm, ergießt sich doch seine Aggression in alle Richtungen, Ärzte, Schwestern, Angehörige, Krankenhaus usw. Hier gilt es für seine Umgebung, Verständnis zu zeigen, und gerade hier findet der kluge Arzt oft schnell Zugang zum Patienten, kann ihn beruhigen und seine Aggression abbauen helfen.

Die dritte Phase, die des Verhandeln, ist meist nur flüchtig. Wenn der Moribunde

in der ersten Phase noch nicht im Stande ist, die gegebenen Tatsachen zu erkennen, in der zweiten sich gegen sie auflehnt, mit Gott und der Welt hadert, versucht er in einer dritten Phase das Unvermeidliche durch eine Art Handel hinauszuschieben. Der Patient sucht einen Handel mit Gott – streng geheimgehalten, höchstens in der Sprechstunde des Seelsorgers angedeutet (Witzel).

Einen vierten Abschnitt im Fortschreiten des Sterbens bezeichnet Kübler-Ross als die Phase der Depression. Die Zurkenntnisnahme des sich abzeichnenden Verlustes des Lebens kann vom Kranken nicht mehr mit Erstarrung oder gar Wut abgetan werden. In oft tiefer Depression, ja Resignation empfindet er die Trennung von allem, was ihm wichtig und lieb geworden ist. Fragen um die weitere Existenz seiner Familie, seiner Werke und seines Besitzes bestimmen sein Denken und fordern die Umgebung, bei der Lösung der Fragen hilfreich zur Seite zu stehen.

Schließlich erreichen viele Kranke nach Kübler-Ross die fünfte und letzte Phase, die der Zustimmung. Der Kampf ist beendet, das tosende Meer kommt zur Ruhe, wie es im „Leoparden“ so wunderschön heißt. In dieser letzten Phase scheint der Sterbende oft schon „nicht mehr von dieser Welt“. Die Familie braucht hier oft mehr Hilfe und Unterstützung als der Patient selbst.

Auf den ersten Blick haftet dieser Stadieneinteilung vielleicht etwas Unwirkliches, ja Gekünsteltes an, insbesondere, wenn in der Projektion der Kübler-Ross'schen Vorstellung auf die eigenen Erfahrungen ein immer vorhandener, fast schematischer, ja schrittweise verlaufender Prozeß erwartet wird. Reflektiert man aber diese Befunde auf das eigene Erleben, dann kann man unschwer charakteristische Verhaltensmuster seiner Patienten den einzelnen Gruppierungen zuordnen, ohne

etwa im Einzelfall immer den Verlauf oder etwa gar ein gesetzmäßiges Nacheinander der Stadien erkennen zu können. Natürlich fehlt bei Beurteilung und Kritik dieser Vorstellung der eigene systematische Ansatz der Untersuchung. In der Erinnerung sind es ja nur wenige Einzelerlebnisse, die über das Vordergründige hinaus tiefe Spuren hinterlassen haben und so schon vom methodischen Ansatz her den Vergleich fast unmöglich machen. Hilfreich sind die Ergebnisse und Deutungen immer, erlauben sie doch im Zweifel der eigenen Kommunikation und vor dem Hintergrund der individuellen Situation des Patienten Anlehnung, ja möglicherweise Korrekturen des eigenen Verhaltens.

Gerade in der Beantwortung sich immer wieder stellender Fragen am Bett des Todkranken können sie wichtige Orientierungsmarken werden: Darf ich und wann soll ich mit dem Patienten über die Diagnose, über den Tod reden? Wie soll ich es ihm klarmachen, daß die Chancen weiterzuleben immer mehr sinken? Bin ich selbst der Richtige, der dem Kranken das Ende seines Lebens andeuten kann?

Zu allen Zeiten und in den letzten Jahren mit zunehmender Schärfe wird die Frage diskutiert, ob der Arzt verpflichtet ist, dem Kranken die Wahrheit zu sagen, ob nicht die Notlüge für den Verlauf der Krankheit, ja für das Befinden des Kranken selbst nicht nur erlaubt, sondern sogar Verpflichtung sein kann? Gerade die jüngere Generation meiner Studenten vertritt hier – nicht zuletzt durch Vorlesungen in Psychologie und Soziologie unterrichtet – die sehr viel strengere, fast puristische Auffassung, daß der Kranke ein Recht auf Wahrheit hat. Beim Blick zurück wird es dem älteren Arzt aber klar, daß er dieser Forderung nicht immer, ja sogar in den wenigsten Fällen entsprochen hat. Viele Gründe können dafür angeführt werden: Die Tatsache, daß Tod-

kranke oft die Wahrheit gar nicht wissen wollen, außerordentlich selten danach fragen. Ganz obenan in der Aufzählung der Ursachen steht auch das Erleben der Menschen, die in gesunden Tagen publizistisch auf der Mitteilung der vollen Wahrheit bestehen, in der eigenen todbringenden Krankheit jede Andeutung der Schwere des Geschehens ablehnen; oder darf man auf die Worte von Angehörigen des Sterbenden vertrauen, die einem bestätigen, daß man es richtig gemacht hat, weil sie den Sterbenden am besten kennen und auch noch Information aus der letzten Stunde haben. Natürlich ist das ein Ergebnis aus dem Urteil der Lebenden, Urteile von Betroffenen selbst können ja nicht mehr eingeholt werden.

Kritiker des ärztlichen Verhaltens kritisieren den Arzt auch als „Meßknecht“ im Apparatepark einer technisierten Medizin, beschreiben die meist unzureichende, wenig personenbezogene Visite, die mangelnde Zeit etwa des vielbeschäftigten Chefarztes für lange und wiederholte Gespräche, geißeln darüber hinaus die ärztliche Fachsprache, die auch am Krankenbett über die Köpfe seiner Kranken hinweggeht und eher Mißtrauen schafft. Sicher ist in dieser Kritik vieles richtig, wenn auch – gerade was den Zeitfaktor anbelangt – Abhilfe häufig schwierig ist. Das hat nicht zuletzt den Ruf nach „Spezialisten“ auch für das Sterben aufkommen lassen, die im entsprechenden Rahmen ihr ganzes Tun nur um Sterbende ansiedeln sollen. Die sogenannten „Sterbekliniken“ in England dürften hier ein Modell sein, dessen Nachahmung mir selbst ganz persönlich unheimlich wäre, werden doch hier Sterbende in Gruppen zusammengefaßt, denen die Aussichtslosigkeit als zentrales Anliegen eher Last als Trost sein müßte. Wenn auf der einen Seite der Ruf laut wird, der Sterbende sollte am besten in der Familie, in ihrer ganzen Tradition

und Bindung aufgehoben sein, dann ist es um so unverständlicher, daß die gleichen Autoren die Uniformierung einer Sterbeklinik als Alternative vorschlagen. Der Arzt, der gewohnt ist, mit Sterbenden umzugehen, macht die Erfahrung, daß es zwischen absoluter Wahrheit und Lüge eine Skala von Zwischentönen gibt, die, der Individualität des Patienten angepaßt, zum Klingen kommen muß. Dabei gilt es nicht Programme zu verwirklichen, sondern zu hören und zu fühlen, was der Kranke wissen will, was er gerade im Moment braucht, was ihm nützen, was ihm schaden kann. „Persönliche Medizin“ hat es der große Heidelberger Kliniker Richard Siebeck einmal genannt und damit klarzumachen versucht, daß jeder Mensch – wie Rilke es sagte – seinen eigenen Tod stirbt; der Arzt wird es sein, der oft nur andeutungsweise den Kranken auf die Schwere des Leidens aufmerksam macht und aus der Antwort sein weiteres Leiden ableitet. Dabei sind es nicht nur Sprache, häufig auch Gesten, ja der Ausdruck der Augen, der in der Wechselwirkung zwischen Tod, Krankem und Arzt den richtigen Weg finden läßt. Oft ist es sogar das Schweigen, welches mehr zu sagen hat als jede verbale Kommunikation. Will der Kranke über seinen eigenen Tod in allen Einzelheiten aufgeklärt sein, dann hat sich der Arzt dieser Forderung zu stellen. Dabei wird er oft nicht leicht entscheiden können, ob der Kranke es wirklich will, oder ob er nur provokativ die Frage stellt und eigentlich keine oder eine falsche Antwort erwartet. Immer wird der Arzt dabei zu bedenken haben, daß er dann auch einen großen Teil seiner Zeit einbringen muß, wissend, daß etwa der Freiraum des Arztes, was die Zeit anbelangt, begrenzt ist. In einer großen Klinik kann er deshalb nur wenigen Kranken gerecht werden. In seiner Umgebung erwachsen ihm in jungen Ärzten, Schwestern und Pflägern

wichtige Helfer, die oft schon spontan, selbst vom Kranken angesprochen, eigenverantwortlich den Sterbenden begleiten. In unserer Klinik ist der Geistliche in enger Wechselwirkung mit seiner medizinischen Umgebung um den Sterbenden tätig. Dabei muß deutlich bleiben, daß Arzt und Pfarrer ein anderes Amt haben, einen anderen Ansatz finden müssen.

Der Auftrag des Arztes erschöpft sich nicht nur in der Erhaltung der Gesundheit von Leib und Seele, es geht auch um das Leben in Gesundheit und Freiheit in allen seinen Beziehungen und Verbindungen, in seiner Teilhabe am Geist.

Dem Pfarrer ist die Sorge um das Heil aufgetragen, um das Heil jenseits von Gesundheit und Krankheit. Seelsorge muß auch Seelenführung sein, aber sie ist im Grunde noch etwas anderes, sie soll immer Verkündigung sein und soll aus der Verkündigung kommen, wie es Siebeck einmal formuliert hat. In einer Klinik wird es auf das Klima ankommen, welches allgemein für alle verbindlich herrscht und welches weitgehend auch von dem Chef mit allen seinen Stärken, aber auch seinen Schwächen geprägt ist. Nie darf Hoffnungslosigkeit sein bestimmender Faktor sein, auch im Angesicht des Todes nicht, getreu dem Luther-Wort: „Und wüßte ich, daß morgen die Welt unterginge, würde ich heute noch mein Apfelbäumchen pflanzen.“

In einem solchen Klima werden auch die Fragen der Sterbehilfe besprochen werden können; ein Thema, welches die Menschen schon immer interessiert, welches aber heute in der Öffentlichkeit und insbesondere in ihren Medien hohe Aktualität gewonnen hat. Euthanasie, in ihrer passiven und aktiven Form, erhitzt zur Zeit wieder besonders die Gemüter.

Passive Euthanasie: „Das ist die absichtliche Verkürzung des in Gang befindlichen Sterbeprozesses, indem kein Versuch un-

ternommen wird, das Leben zu verlängern. Zu dieser Form der Sterbehilfe ist ein bedingtes Ja zu sagen, wenn man sich streng an den ärztlichen Auftrag hält. Ärztliches Wirken soll menschliches Leben erhalten und Leiden lindern. Angesichts des unausweichlichen und kurz bevorstehenden Todes kann Lebensverlängerung nicht unter allen Umständen das Ziel ärztlichen Handelns sein.“ Dies ist die Formulierung der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie, die eine Kommission unter Leitung des emeritierten Würzburger Chirurgen Wachsmuth erarbeitet hat. Sie läßt den notwendigen Entscheidungsraum, läßt auch den ärztlichen Entschluß zu, bei Todkranken in der letzten Phase ihres Sterbens auftretende Komplikationen nicht mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln (Lungenentzündung und Antibiose) zu behandeln. Sie erlaubt auch den Einsatz von stark schmerzlindernden, unruhedämpfenden Mitteln, die im Angesicht des Todes keine Verlängerung des Lebens mit sich bringen können. Der Sterbende nach langer, auszehrender Krankheit hat hier den gleichen Anspruch auf Leidensminderung wie der Todkranke auf Intensivstation, dessen technisch-mechanische Unterstützung bei Ausweglosigkeit weggelassen werden darf. Bei einsichts- und willensfähigen Kranken soll der erklärte Wille, sich nicht oder nur noch eingeschränkt behandeln zu lassen, respektiert werden. Jedoch sind krankheitsbedingte Einschränkungen der Einsichts- und Willensfähigkeit zu berücksichtigen. Die ärztliche Aufgabe ist es, ggf. dem Kranken zu helfen, eine Verweigerung der Behandlung aus Resignation zu überwinden. Frühere, z. Zt. der Gesundheit gegebene Äußerungen, auch gegenüber nahestehenden Personen, können bei Bewußtlosen allenfalls Anhaltspunkte, nicht aber die allein entscheidenden Hinweise für den betreuenden Arzt sein.

Aktive Euthanasie, d. h. der Tod auf Verlangen durch eine tödliche Spritze oder Zurverfügungstellung von Gift, zerstört das Arzt-Patienten-Verhältnis. Sie ist abzulehnen, sie ist ärztlich und rechtlich unzulässig, auch wenn sie vom Kranken verlangt wird. Gerade an dieser Frage entscheidet sich die ethische Bindung des Arztes, seine Achtung vor der Würde des Menschen. Der verlangte Tod sollte vielmehr ein dringender Appell an sein Gewissen sein, ob er, ob die Umstehenden alles getan haben, um dem Menschen zu helfen, mit seinem Sterben fertig zu werden. Für Psychopathen, die ihr Geltungsbewußtsein an dieser Frage entzünden und auf politische Ebene zu transformieren suchen, darf kein Raum gegeben sein. Der schwierige Weg in einer persönlichen Medizin, der so nahe an die Grenzen der entscheidenden Fragen unseres Lebens führt, muß ein stiller Weg bleiben. Die Verantwortung trägt der behandelnde Arzt, sie ist nicht teilbar.

Vor diesem Hintergrund wird auch nach Antworten auf den Vorwurf gesucht werden müssen, daß der junge, heranwachsende Medizinstudent und Arzt zu wenig in den Fragen des Sterbens und des Verhaltens am Krankenbett Todkranker ausgebildet wird. Psychologen und Soziologen bemühen sich vielschichtig und wechselseitig, im System der Ausbildung einen eklatanten Mangel nachzuweisen, der nur allzu gerne von Studentenvertretern aufgegriffen wird, wenn sie in der Diskussion mit der älteren Generation deren Versagen herauszustellen versuchen. Aber ist es mit Kolloquien, die speziell ein solches Thema zur Aufgabe haben, wirklich getan? Mit Reden allein ist man noch keinem Geheimnis auf die Spur gekommen, hat man noch kein Rätsel zu lösen gewußt.

Es gilt vielmehr Ärzte auszubilden, die in freier Entfaltung ihrer Persönlichkeit und

ihrer Anlagen den Weg zum eigenen, ganz persönlichen Arzttum finden. Menschen ohne Uniform, das sollten die Ärzte sein, wenn es gilt, in der Grenzsituation des eigenen Lebens und des ihnen anvertrauten Patienten die richtige Entscheidung zu treffen. Und hierfür bietet der moderne Lehrplan der reformierten, überladenen, verschulten Ausbildung wenige Ansätze. Für die älteren unter den Ärzten an der Universität gilt es vielmehr, aus der Resignation der siebziger Jahre wieder herauszutreten und der jüngeren Generation sich zu stellen. Mit dem Aufbau eines wieder festeren Lehrer-Schüler-Verhältnisses an der Universität sollte eine Voraussetzung gegeben sein, weniger den ausgebildeten Mediziner, als mehr den Arzt mit Persönlichkeit zu erziehen. Gerade das Vorbild prägt mehr als jedwede Diskussion um ethische Werte. Der Arzt als Grenzgänger

im Begleiten seiner Kranken in der Phase zwischen Leben und Tod wird sehr bald erkennen, daß es hier mit erlerntem Wissen, mit technischen Fertigkeiten oder gar mit psychosomatischer Analytik nicht mehr geht, nicht mehr gehen kann. Er ist eingebunden in das größte Geheimnis unseres Lebens, aber eben auch nicht als Wissender, sondern genauso wie jeder andere Mensch als Suchender in Verantwortung für seinen Nächsten. Fliehen darf er nicht, er muß standhalten, wenn auch für ihn unlösbare Fragen und Signale seines Kranken ihn fordern und seine Grenzen offenlegen. Er nimmt teil am Geheimnis des Sterbens, und in seiner persönlichen Medizin bleibt ihm oft nichts als das Schweigen, welches ihn mehr mit dem Sterbenden verbindet als jedes Wort, wenn dessen körperliche Funktionen erlöschen.

Ein erstes Ergebnis unserer Gen-Forschung: Bakterien produzieren Insulin.



R 10902

Elektronenmikroskopische Darstellung von Proinsulin-bildenden E. Coli-Bakterien. Die hellen Areale der Bakterien bestehen aus Proinsulin.

Hoechst ist das erste deutsche Unternehmen, das Human-Insulin mit Hilfe von genetisch veränderten Coli-Bakterien im großtechnischen Maßstab herstellen wird.

Damit beginnt unser jahrelanger hoher Aufwand für Forschung und Entwicklung auf dem Gebiet der Gentechnik Früchte zu tragen. Das Tor zu einem Markt, der weltweit rasant wachsen wird, ist aufgestoßen. Unsere Mikro-Organismen werden Interferone und vor allem

Impfstoffe produzieren. Genetisch veränderte Nutzpflanzen werden widerstandsfähiger und ertragreicher sein. Und selbst Probleme wie die Abfallbeseitigung werden sich mit Hilfe von Mikro-Organismen besser lösen lassen.

Diese Perspektiven zeigen beispielhaft, daß unsere Forschung dabei ist, Zukunftsmärkte zu erschließen und so ein gesundes Wachstum des Unternehmens zu sichern.

Wenn Sie mehr über Hoechst wissen möchten,

senden wir Ihnen gerne unseren Geschäftsbericht 1983, unseren Halbjahresbericht 1984 und die Broschüre „Neue Wege finden – Forschung und Entwicklung bei Hoechst“. Hoechst Aktiengesellschaft VFW
6230 Frankfurt am Main 80

Hoechst 

Seit nunmehr 18 Jahren...

...ist sie die Seele und der Kopf zugleich des „Reisebüros der Justus-Liebig-Universität“.

Ungezählte Reiselustige haben sich ihren Rat eingeholt und sind dabei nicht schlecht gefahren.



RUTH LENZ

Unter ihrer Leitung hat sich das ursprüngliche AStA-Reisereferat aus kleinen Anfängen heraus längst zu einem „Voll-Reisebüro“ gemausert, das heute allen Anforderungen eines Mammut-Unternehmens, wie es eine moderne Universität wie die unsrige darstellt, gerecht wird.

Ja — mehr noch! Immer auf der Suche nach noch mehr und noch günstigeren Reisemöglichkeiten und im engen kollegialen Kontakt mit sämtlichen anderen deutschen, europäischen und überseeischen studentischen Reiseorganisationen ist das Angebot mehr denn sonstwo zugeschnitten speziell auf die universitären Belange.

Ob preisgünstige Urlaubs- oder Dienstreisen, ob Einzel- oder Gruppenfahrten per Bus, Bahn, Schiff oder Flugzeug, ob Studierender, Lehrender oder Mitarbeiter der Verwaltung, Sie sollten sich in jedem Falle von ihr und ihrem jungen Team zuerst die Möglichkeiten sagen lassen, die Sie haben bei allen Ihren Reiseplänen.

Studentenreisen Gießen

63 Gießen · Riegelpfad 32/Ecke Ludwigstraße
Telefon 06 41/7 60 26

Was kann weltgeschichtliche Betrachtung für die Ortsbestimmung der Gegenwart leisten? *

I

Zu Beginn sollen einige Beispiele aus dem 19. Jahrhundert die mit diesem Thema verbundenen Probleme sichtbar machen. Die stolzeste und sicherste weltgeschichtliche Feststellung, die Leopold von Ranke niemals formuliert hat, steht am Schluß seines 1879 erschienenen Buches über „Serbien und die Türkei im 19. Jahrhundert“. Der sonst konservative, aus politischen und historisch-kritischen Gründen vorsichtige Historiker erklärt dort, das „Leben des menschlichen Geschlechtes“ existiere heutzutage in Europa, genauer: „in den Völkern romanischen und germanischen Stammes und denen, die sich ihnen angeschlossen, assimiliert haben“. Andere Nationen und Völkersysteme, von anderen Prinzipien belebt, gebe es „so gut wie nicht mehr“. Noch vor kurzem hätten Tataren und Osmanen den Okzident bedroht – „wie weit sind wir jetzt über diese Gefahr hinweg!“ Jetzt ist Europa die Weltmacht, die nach Amerika, Afrika, Asien vordringt und der sich kaum China noch verschließt. Zwar läßt sie die Türkei bisher bestehen, übt aber doch eine „unwiderstehliche Einwirkung darauf aus“. Ranke sieht diese Einwirkung nicht in äußerer Kraft, sondern in geistiger Überwältigung. Es ist der „Genius des Okzidents“, der in das osmanische Reich vordringt und sich in allen seinen Teilen „seine Organe“ erschafft; die orientalischen Machthaber selber werden zu „Werkzeugen“ dieser „Tendenz der Welt“. Und so

schließt Ranke: „Der Geist des mohamedanischen Staates ist an sich selber irre geworden; seine Farbe verbleicht, die Geister des Okzidents überwältigen ihn. Was auch geschehen möge, so dürfen wir wohl mit Sicherheit aussprechen, daß dies große Ereignis nicht wieder rückgängig werden kann.“¹

Das las man 1879, im Zeichen des europäischen Imperialismus, ein Jahr nach der Berliner Konferenz über die Neuordnung des ehemals türkischen Balkans, fünf Jahre vor der Berliner Konferenz über die Aufteilung Afrikas, zweifellos mit großer allgemeineuropäischer Zustimmung. Diese weltgeschichtliche Wahrnehmung, die uns heute als allzu europazentrisch erscheint, erschien damals als voll zutreffend, wenn man die Idee der christlichen Weltmission und die Geschichte der europäischen Expansion seit Ende des 15. Jahrhunderts mit den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte kombinierte. Rankes Aussage war eigentlich schon eine Bestätigung ihrer Richtigkeit: Er wiederholte nämlich fast wörtlich nur, was er schon 1834 in einem Aufsatz über Bosnien formuliert hatte.² Seine Wahrnehmung hatte die Probezeit von 45 Jahren bestanden.

Um 1834 war seine Wahrnehmung des weltgeschichtlichen Trends weniger selbstverständlich gewesen. Das zeigen zwei andersartige damalige Ortsbestimmungen seitens französischer Historiker. Tocqueville veröffentlichte 1835 im ersten Teil seines Buches über die Demokratie in Amerika seine berühmte Prognose, nach der es nur noch zwei wachsende, sich ausbreitende große Völker auf der Welt gebe,

* Vortrag im Collegium Gissenum am 26. Juni 1984

die Nordamerikaner und die Russen, während alle anderen ihre natürlichen Grenzen ungefähr erreicht hätten; diese beiden schienen nach einem geheimen Plan der Vorsehung berufen, daß jeder von ihnen „eines Tages die Geschicke der halben Welt in seiner Hand“ halte.³ Berühmt ist die Prognose, weil sie sich langfristig bewahrheitet zu haben scheint. So kurzfristig, wie sie gemeint war, erwies sie sich nicht als richtig. Tocqueville hatte nicht damit gerechnet, daß sich der Machtanstieg Amerikas und Rußlands noch einmal verzögern würde, wie es schon seit dem Krimkrieg und dem Sezessionskrieg (seit den 50er und 60er Jahren) geschah, und vor allem hatte er nicht mit dem Imperialismus Englands und anderer europäischer Staaten gerechnet. Für die Zeit des Vormärz ist aber diese weniger optimistische Haltung hinsichtlich der Zukunft Europas oder jedenfalls des europäischen Kontinents nicht untypisch. Tocquevilles Prognose steht hier durchaus nicht allein. Es wäre falsch, von einem immer gleichbleibenden oder sich ununterbrochen steigernden europäischen Überlegenheitsbewußtsein gegenüber der übrigen Welt auszugehen.

In etwas anderer Weise zeigt sich das bei Adolphe Thiers, dem bedeutenden französischen liberalen Politiker und Historiker der Französischen Revolution und der napoleonischen Zeit. 1845, als er den Wiederbeginn des englisch-französischen Krieges im Jahre 1803 beschrieb, stellte er fest: „Heutigen Tages, wo die europäischen Nationen weit mehr fabrizierend als handeltreibend geworden; wo sie es dahin gebracht haben, was sie sonst jenseits der Meere holten, nachzumachen, ja zu übertreffen; wo endlich die Hauptkolonien vom Mutterland freigelassen und in die Reihe der selbständigen Staaten eingetreten sind (d. h. die nord- und südamerikanischen): hat die Gestalt der Welt sich der-

maßen verändert, daß sie kaum wiederzuerkennen ist.“ Durch die, wie er sagt, „ungeheure industrielle und kommerzielle Revolution“ habe das „großartige Schauspiel des Strebens nach Kolonien dem Schauspiel des Strebens nach Fabriken Platz gemacht“. ⁴ In Napoleons Kontinentalperre sah Thiers den Weg zu diesem Fabrikssystem.

Wie man sieht, hat Thiers die umwälzende Bedeutung der industriellen Revolution richtig erkannt, die bei Ranke und Tocqueville keine Rolle spielt, aber er verknüpft sie (deutlich aus nationaler Voreingenommenheit) mehr mit Napoleon als mit England, und er deutet sie als das Ende des europäischen Kolonialzeitalters (übrigens auch aus nationaler Voreingenommenheit, in Unterschätzung des Britischen Empire). Spätestens zwei bis drei Jahrzehnte später erwies sich das als grobe Fehleinschätzung. Sie kann aber immer noch davor warnen, das Bewußtsein von der europäischen Expansion für etwas durchweg Vorhandenes zu halten.

Ranke schien richtiger gedeutet zu haben, er konnte 1879 wiederholen, was er 1834 gesagt hatte; – wobei wir jetzt erkennen, daß und warum er seine Betrachtung über den Genius des Okzidents nicht direkt auf den europäischen Kolonialismus in Amerika, Afrika und Asien bezog, sondern auf die Türkei, ihre europäischen Besitzungen und ihre Unterdrückung christlicher Untertanen. Stellen wir ihm aber auch für die 70er Jahre noch eine andere weltgeschichtliche Wahrnehmung gegenüber!

Ranke als deutscher Historiker, der im Alter die Reichseinigung 1871 erlebt hatte, konnte sich so sehr in Einklang mit der geschichtlichen Entwicklung fühlen, daß er erklärte, andernfalls sei „die regelmäßige Fortentwicklung der Weltgeschichte unmöglich“ gewesen, und er würde nicht daran gedacht haben, eine Weltgeschichte zu verfassen.⁵ Ein französischer Histori-

ker wie Michelet, Patriot und Bewunderer der Französischen Revolution, hatte es zum gleichen Zeitpunkt sehr viel schwerer. Er schrieb 1871 in seiner „Geschichte des 19. Jahrhunderts“: „Eine der schwerwiegendsten und am wenigsten beachteten Tatsachen heute ist, daß das Tempo der Zeit sich völlig verändert hat. Es hat sich in erstaunlicher Weise beschleunigt. In einem einfachen Menschenleben... von 72 Jahren habe ich zwei große Revolutionen gesehen, die früher vielleicht einen Abstand von 2000 Jahren zwischen sich gelegt hätten.“ Er meinte die Französische Revolution und die Industrielle. Er erinnerte an die Militärherrschaft Napoleons, die die Aufmerksamkeit davon abgelenkt habe, daß gleichzeitig eine noch größere und weiterreichende Veränderung stattfand: die Errichtung „des größten Reiches, welches die Sonne jemals gesehen habe, das britische Weltreich.“ Er erinnerte dann an die Millionen Toten, die die napoleonischen Kriege und die Kolonialtyrannie gekostet haben; daneben an die ungeheuren schöpferischen Kräfte in dieser Zeit der Technik und Industrie; daneben an die Entwicklung der Massen, die Angst vor ihnen und dem Sozialismus, die immer wieder zur Gegenwehr durch militärische Gewalt führe. „Dieses furchtbare Jahrhundert, das sein maschinelles Genie auf den Krieg anwendet, hat gestern den Sieg Preußens herbeigeführt“, d. h. den Triumph des Militarismus. In diesen drei Worten Sozialismus, Militarismus und Industrialismus meint Michelet überhaupt diese höchst materielle Geschichte seines Jahrhunderts zusammenfassen zu können, – „drei Dinge, die sich gegenseitig erzeugen und zerstören“.⁶

Andere, weniger verzweifelte Historiker der damaligen Zeit pflegten eher mit den Schlagworten Nationalismus, Liberalismus, bürgerliche Herrschaft ihre Zeit zu charakterisieren. Aber für Michelet war

im Laufe seines Lebens viel erhoffter weltgeschichtlicher Sinn zerstört worden. Heute ist uns die Bedeutung der Industrialisierung und der sozialen Frage im 19. Jahrhundert, des beginnenden Massenzeitalters, wie es Michelet betont, geläufig; – den Militarismus vergessen wir leicht, da es nach 1815 in Europa nur wenige und kurze Kriege gab, und das 20. Jahrhundert demgegenüber weit Schlimmeres zu bieten hat.

II

Was kann weltgeschichtliche Betrachtung für die Ortsbestimmung der Gegenwart leisten? Wir haben einige frühere weltgeschichtliche Betrachtungen angeführt, ideologisch oder geschichtsphilosophisch nicht besonders enge oder voraussetzungsvolle, die etwas für die Ortsbestimmung ihrer damaligen Gegenwart leisten wollten: mit unterschiedlichem Ergebnis und teils in ermunternder Richtung, teils voller Befürchtungen. Kritische und pessimistische Ansichten gibt es schon lange vor dem Ersten Weltkrieg, dem Zeitpunkt, in dem dann für so viele die „Weltgeschichte“ ihren „Sinn verlor“. Solche früheren Betrachtungen sind für uns „überholt“, interessanter- und hoffnunggebenderweise aber nur zum Teil; sie sind in ihren Irrtümern und Fehleinschätzungen zu erkennen, während die Themen europäische Weltexpansion, Weltmächte, Industrialisierung, Sozialismus noch auffallend ähnlich sind. Die Unsicherheit der historischen Gegenwartsbestimmung hat allerdings stark zugenommen, seitdem es die deutlichen kulturellen, wirtschaftlich-technischen und politisch-machtmäßigen Zielrichtungen des europäischen 19. Jahrhunderts nicht mehr gibt.

Die Beantwortung der Titelfrage ist also schwierig, unsicher und doch wünschenswert. Das Bedürfnis unserer Gegenwart,

sich über ihre eigene Situation klarzuwerden und dafür historische Deutungen zu bemühen, ist weit verbreitet. Im Osten ist es staatlich gefordert und beaufsichtigt, im Westen aber ebenso stark vorhanden. Seit langem bieten uns Philosophen und Soziologen entsprechende Versuche an, – um nur zwei Beispiele zu nennen: von Alexander Rüstows dreibändiger „Ortsbestimmung der Gegenwart“, die 1950/56 erschien, bis zu Carl Friedrich von Weizsäckers „Wahrnehmung der Neuzeit“ von 1983, worin er sich bemüht, „die Neuzeit sehen zu lernen, um womöglich besser in ihr handeln zu können“.⁷ Die von den Verlegern organisierten und immer wieder neu aufgelegten zahlreichen vielbändigen Weltgeschichten dienen ebenfalls diesem Bedürfnis. Aber viele Historiker geben nur zaghafte Antworten oder verweigern sich ganz.

Ich versuche, die Schwierigkeiten in drei Sätzen zusammenzufassen:

Man kann die Gegenwart nicht mit Sicherheit in einem bestimmten Stadium des weltgeschichtlichen Prozesses verorten. Man kann sie nicht mit Sicherheit mit anderen geschichtlichen Zeiten vergleichen. Und man kann sie nicht mit Sicherheit als einen völligen Neuanfang, etwas Niedagewesenes ansehen.

Alle drei Ansätze sind versucht und wieder aufgegeben worden und werden weiter diskutiert. Ich möchte darum auf sie einzeln eingehen. Anders kann man sich nicht darüber verständigen, was weltgeschichtliche Betrachtung sein und leisten kann.

Die Gegenwart in ein bestimmtes Stadium des weltgeschichtlichen Prozesses verorten – das setzt die Überzeugung von dem „einen“ weltgeschichtlichen Prozeß, seinem einlinigen Verlauf, seinem eindeutigen Richtungssinn und der Bestimmtheit seiner Stadien von Anfang bis Ende voraus.

Solche Sinnggebung der Universalgeschichte finden wir in der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen christlichen Geschichtstheologie, wir finden sie in der Aufklärungszeit, als der Kollektivsingular „die Geschichte“ (ohne Genitiv, nicht mehr die Geschichten von etwas) geläufig wurde, und zwar als Bezeichnung des einheitlichen zivilisatorischen Gesamtprozesses, dann, damit zusammenhängend, in den Fortschrittsideen des 19. Jahrhunderts, die gewissermaßen von Tempo, Richtung und Erfolg der europäischen Weltausbreitung mitgerissen wurden, schließlich noch heute in der offiziellen marxistisch-leninistischen Lehre.

Wissenschaftstheoretisch und ebenso in der empirischen Geschichtsforschung wird aber Weltgeschichte schon längst nicht mehr als Kontinuum, als einheitlicher Verlauf oder Prozeß von Anfang bis heute aufgefaßt. Popper beispielsweise hat dieser Auffassung jeden Sinn abgesprochen, und Marquard hat dafür plädiert, lieber von Multiversalgeschichte als von Universalgeschichte zu reden, um die glücklicherweise, humanerweise vorhandene Pluralität der geschichtlichen Entwicklungen, Bezugssysteme und Tempi zur Geltung zu bringen.⁸ Der deutsche Historismus hat sich geradezu traditionellerweise skeptisch gegenüber entsprechenden Geschichtsphilosophien und Evolutionstheorien verhalten. Auch diese werden zwar immer wieder weiterzuentwickeln versucht, aber wie man an den neuesten Entwürfen von Habermas und Günter Dux sehen kann, bezieht sich der einheitliche Richtungssinn nicht auf den gesamten weltgeschichtlichen Verlauf, sondern nur auf einen – allerdings sehr wichtigen – Teil: auf den Zivilisationsprozeß, der als entwicklungslogisch zu rekonstruierender Lernprozeß, als kumulativer Lernvorgang der Bewußtseinsstrukturen verstanden wird. Prozeßhaft ist aber eben nur dieser

Lernvorgang selber, nicht sein Wechselverhältnis zu anderen, oft gegenläufigen Entwicklungen, vor allem zur politisch-sozio-ökonomischen Herrschafts- und Ausbeutungsgeschichte: Alles zusammen aber bildet erst den – entsprechend unvorhersagbaren, nicht entwicklungslogischen – universalhistorischen Verlauf.

Eine wichtige Folgerung aus dieser unbestimmten Gestalt der Weltgeschichte ist, daß sie nicht etwa das Höhere, Zusammenfassende der einzelgeschichtlichen Entwicklungen bildet. Sie ist eine Spezialdisziplin wie Nationalgeschichte oder Regionalgeschichte oder jede andere Gattung. Sie ist nicht mehr, allerdings auch nicht weniger erforschenswert als diese. Daraus ergibt sich einiges für unsere praktische Fragestellung. Eine nationalgeschichtliche oder auf die Geschichte der Bundesrepublik bezogene Betrachtung zur Ortsbestimmung unserer Gegenwart beispielsweise steht gleichberechtigt neben einer weltgeschichtlichen. Ich gehe hier also schon deswegen nicht auf nationalgeschichtliche Betrachtung zur Erfassung der Gegenwart ein, weil sie nicht einfach unter Weltgeschichte zu subsumieren ist. Ich will aber nicht verschweigen, daß es mir Sorge bereitet, wenn die nationale Betrachtungsweise wieder so stark in den Vordergrund geschoben wird, wie es neuerdings in der Bundesrepublik geschieht. Das hängt mit regressiven Tendenzen zusammen, vor denen man nur warnen kann. Aber ebenso bedenklich war und ist es, wenn man vor der Auseinandersetzung mit nationalgeschichtlichen Problemen in die Universalgeschichte flieht, sei es, weil man dort die erbaulicheren Phänomene, etwa die abendländischen Kulturwerte findet, sei es, weil man die eigenen Schandtaten entschuldigend in größere Zusammenhänge, etwa in die Brutalität aller Mächte dieser Welt, einordnen kann. Vor dem Mißbrauch des Arguments

der „weltgeschichtlichen Notwendigkeit“ kann man also auch nicht genug warnen. Soviel zur Frage der ersten Unsicherheit, der über die einheitliche Weltgeschichte. Es sei noch einmal betont, daß damit natürlich nicht alle weltgeschichtliche Betrachtung in Frage gestellt wird, also keineswegs in Zweifel gezogen werden soll, daß es auf bestimmten Gebieten (z. B. der technischen und wirtschaftlichen Entwicklung oder eben dem des Zivilisierungsprozesses) oder von einem bestimmten Zeitpunkt ab (etwa zunehmend seit Ende des 18. Jahrhunderts) einheitliche zusammenhängende weltgeschichtliche Entwicklungen gibt. Noch viel weniger soll damit gesagt werden, daß das Streben nach Fortschritt, nach einem guten oder jedenfalls besseren, friedlicheren Zustand der gesamten Menschheit sinnlos wäre. Aber Richtungssinn und Sinnggebung der Weltgeschichte ist etwas Verschiedenes. Hier gilt immer noch das Wort von Kant, daß keine Theorie uns berechtigt anzunehmen, „daß die Welt im ganzen immer zum Besseren fortschreite“: „aber wohl die reine praktische Vernunft“.⁹

Die zweite Feststellung lautete: Man kann die Gegenwart nicht mit Sicherheit mit anderen geschichtlichen Zeiten vergleichen.

Zur Verdeutlichung möchte ich hier die Beispielsgestalt eines geradezu mechanischen Vergleichers und Parallelisierers heranziehen: Oswald Spengler. Denn seine Lehre von den Hochkulturen galt einmal als große Überwindung der einlinigen und dabei irreführenderweise nur auf Europa bezogenen Weltgeschichte, und seine Lehre scheint, wenn man das aus der taschenbuchmäßigen Verbreitung des „Untergangs des Abendlandes“ entnehmen kann, immer noch zu wirken.

Spengler lehnte es als engstirnig ab, nur von einer einzigen Kultur, der europäischen, zu sprechen. Er sah vielmehr eine

ganze Anzahl, insgesamt acht Kulturen, die unabhängig voneinander zu verschiedenen Zeiten eigene Entwicklungen gehabt haben (bzw. haben oder haben werden), Entwicklungen aber, die in gleicher Dauer und nach gleichem morphologischen Schema verlaufen: Aufstieg, Abstieg der Kultur, Erstarrung in der Zivilisation. Die Kulturen sind also alle vergleichbar, die europäische ist keine besondere und verläuft gar nicht anders; sie ist darum in ihrem Verlauf sogar vorherbestimmbar.

Spengler glaubte damit eine sichere Ortsbestimmung seiner Gegenwart gefunden zu haben, an der ihm sehr viel lag; denn er litt an seiner Gegenwart, nicht erst 1919, als das Buch veröffentlicht wurde, sondern schon vor 1914. Er litt unter schierer Angst vor den Problemen der modernen Welt, vor der Bedrohung durch die Massen, durch die Technik, durch demokratische und sozialistische Bestrebungen, er verachtete Liberale und Kapitalisten und fürchtete Kulturverfall. Gegen all dies suchte er sich durch die Behauptung zu schützen, daß dies keine einmalige neue Katastrophe sei, sondern in der Weltgeschichte zyklisch wiederholt passiere (wie besonders der Untergang der griechischen Kultur zeige) und durch die Hoffnung, daß der starke Machtstaat Preußen-Deutschland die Rolle Roms übernehmen werde. Durch den Verlauf des Ersten Weltkrieges wurde ihm diese Hoffnung auf eine Vorherrschaft des deutschen Imperialismus zwar einigermaßen vernichtet, aber er rechnete auf weiteren Krieg, auf andere Kriegsentscheidungen und den neuen „Cäsarismus“ und suchte in diesem Sinne sich und Deutschland innerlich zu stabilisieren.

Wie man sieht, war Spenglers Lehre alles andere als eine gegenwartsferne universalhistorische Komparatistik. In einer Mischung von Selbstberuhigung und Selbst-

abhärtung nahm er hin, daß er in einer Untergangszeit lebte, hielt alles Gerede von weiterer Kultur und Humanisierung für ideologische Verschleierungen und trug gewissermaßen noch selber zum Kultur-Entzug bei, indem er die griechisch-römische Antike und das Christentum als zu anderen Kulturen gehörig von der europäischen abtrennte und Verbindungsmöglichkeiten zwischen verschiedenen Kulturen leugnete.

Die vergleichende Hochkulturenlehre hat sich zeitweise sehr verbreitet, so daß sie manchmal sogar mit Universalgeschichte identifiziert wurde. Vor allem Toynbee hat sie weiterentwickelt, allerdings in positiverer Zukunftsauffassung und unter fortschreitender Abschwächung der Vergleichsmöglichkeiten, so faszinierend sie auch für ihn am Anfang waren. Heute hat man längst erkannt, daß man die Vielfältigkeit der vergangenen und gegenwärtigen Welt nicht nur nach diesen Strukturvorstellungen ordnen kann; daß es kulturenübergreifende geistige, wirtschaftlich-technische und soziale Entwicklungen gibt, die gerade für unsere Gegenwart charakteristisch sind. Strukturvergleiche sind auf den verschiedensten Gebieten und in unterschiedlichem Abstraktionsgrad immer möglich, und ein Großteil der universalgeschichtlichen Forschung besteht in ihnen, aber es gibt keinen verbindlichen Maßstab für eine sichere Parallelisierung, am wenigsten für unsere Gegenwart oder gar die Zukunftsentwicklung. Die dritte Feststellung lautete, daß wir aber auch nicht der Unvergleichlichkeit unserer Zeit sicher sein können. Wir können sie nicht mit Sicherheit als etwas Niedagewesenes, als einen völligen Neuanfang ansehen.

Auch diesen Versuch möchte ich mit einem Beispiel verdeutlichen, das gar nicht so weit entfernt von Spengler liegt. Es ist die Gegenwartsdeutung von Ernst Jünger,

vor allem in seinem „Arbeiter“, der zwar schon bei seinem ersten Erscheinen, 1932, kaum gewirkt hat, aber von seinem Verfasser bis heute verteidigt wird und 1983 sogar in „Cottas Bibliothek der Moderne“ neu ediert wurde, als ob er uns immer noch oder gar wieder etwas zu sagen hätte.

Jünger versuchte, das Neue seiner Zeit, die Ankündigung der zukünftigen Entwicklung, aus Erlebnissen und sichtbaren, alltäglichen Zeichen seiner Umwelt zu deuten: aus der Technisierung der Städte, wie sie in den 20er Jahren zu sehen war, der Bedeutung des Sports, des Films, des Aufmarschs von paramilitärischen Verbänden, vor allem aber aus dem Erlebnis des Ersten Weltkrieges. Dies war das für den knapp Zwanzigjährigen überwältigende Erlebnis des Handelns und Leidens in der kriegstechnisch regierten Zone der Todesgefahr. Die Haltung des „heroischen Realismus“, die er hier lernte, übertrug er in die folgende Friedenszeit und in seine Zukunftsanschauungen und wurde damit ein geistiges Vorbild für seine eigene junge Frontkämpfer- und Freikorps-Generation. Die bürgerliche Weimarer Republik wurde verachtet, Spengler rezipiert, mit weiteren Kriegen gerechnet, und, da Deutschland den ersten verloren hatte, nach einem anderen, tieferen Sinn dieses Krieges gesucht. Anders als bei Spengler wird der Krieg selber und die in ihm zutagegetretene Macht der modernen Technik zur Erfahrungsgrundlage für die Weltansicht.

So konstruierte er also den „Arbeiter“ als Menschentyp der Gegenwart und Zukunft, den Gegner des bisher herrschenden Bürgers, wie er schon in der damaligen Sowjetunion an der Herrschaft zu sehen war. Sein Staat ist totalitär, die Organisation des Volkes ist von militärischer Disziplin. Außerdem spielt die Perfektion der Technik eine entscheidende Rolle. Der

Arbeiter errichtet als sog. „Arbeitsdemokratie“ eine technisch hochgerüstete, militärische Nationaldiktatur. Kein Wunder, daß dies manche als „abgewandelten Bolschewismus“ ansahen. Auch die Parallelen zum Nationalsozialismus waren deutlich, der drei Monate nach Erscheinen des Buches an die Macht kam.

Man könnte die Klarsicht in dieser Ortsbestimmung der damaligen Gegenwart bewundern, wenn sie als warnende oder wenigstens unvoreingenommen registrierende Darstellung der Gefahren dieser Gegenwart ausgesprochen worden wäre. Aber sie war gemeint als Aufruf zur Anpassung an diese neue Zeit, zur Einübung in sie, um Deutschland und der eigenen Kriegsgeneration mit ihrem heroischen Realismus eine führende Rolle in ihr zu verschaffen. Davon ist das ganze Zeitbild geprägt. Das unvergleichlich Neue der Gegenwart wurde propagiert, um das sog. bürgerliche 19. Jahrhundert abzuschaffen.

Als die Nationalsozialisten dann, wie Jünger es sah, nur eine mißlungene Karikatur dieser Herrschaftsform zustandegebracht hatten, nahm er eine ambivalente Haltung zum „Arbeiter“ ein. Innerlich war er ohnehin viel zu sehr kulturbedürftiger Bürger und romantischer Technikfeind geblieben, als daß ihn nicht die Konzeption des Arbeiters geschmerzt hätte. Nach 1945 konstruierte er immerhin andere Gestalten neben ihm, nämlich den ebenfalls aus dem Kriegserlebnis entwickelten, humaner wirkenden „Unbekannten Soldaten“ auf der „Schattenseite der Aktionen“, der die Lasten der Umbruchszeit trägt und einigend zwischen den Völkern wirkt; außerdem den „Waldgänger“, der sich dem „großen Prozeß“ entzieht und als je einzelner Widerstand leistet (später nennt er ihn den „Anarchen“).¹⁰ Aber den Schritt ins völlig Neue, „über die Linie“, aus der Geschichte heraus, durch die

„Zeitmauer“ hindurch ins total Andersartige sieht er immer noch, oder vielmehr erwartet er ihn immer noch, nun schon über 50 Jahre. Und an der Gestalt des Arbeiters hält er bei aller Ambivalenz, und trotz geringer Resonanz, fest, bis in seine letzten Tagebuchnotizen, wobei er ihn zu einem Titanen gleich Antaios oder Prometheus mythologisiert. Er hält daran fest, vermeidet aber möglichst, direkt auf Realisierungen hinzuweisen; nur, daß die Herrschaft des Arbeiters im heutigen Rußland und in der DDR schon deutlicher verwirklicht sei als im Westen, läßt er manchmal durchblicken.¹¹

Unsere Gegenwart ist tatsächlich in vielen Erscheinungen neu und unvergleichbar, wohl in mehr Erscheinungen, in stärkerem Grade, als sich frühere historische Epochen voneinander unterschieden haben. Diese Veränderungen wahrzunehmen (um „womöglich besser handeln zu können“), ist sehr wichtig. Fragwürdig oder sogar gefährlich irreführend ist nur – und deshalb habe ich das Beispiel gebracht –, sie zu verabsolutieren, sich den neuen Erscheinungen der Gegenwart bejahend und anpassend anzuliefern, als seien sie das neue geltende Gesetz, sie damit also als günstige Gelegenheit auszunutzen, um die ganze Vergangenheit ungesondert über Bord zu werfen und sich damit von ihrer Last zu befreien. Besonders bedenklich ist es, Katastrophen wie den Ersten Weltkrieg affirmativ zum Gesetz der neuen Zeit umzudeuten, anstatt, wie es nur menschlich-natürlich ist, Gegenkräfte gegen etwas so Neues, aber eben Katastrophales zu aktivieren, also etwa Ursachenforschung gegen den Wiederholungsfall zu treiben oder die friedliche Konfliktregelung angesichts der neuen Weltlage zu fördern. Insofern ist derjenige, der Gegenwart möglichst vergangenheitsfrei anerkennen möchte, eigentlich Sklave einer mythologisch überhöhten Geschichtsvor-

stellung, der Vorstellung einer sich in Totalumbrüchen vollziehenden Folge von großen Geschichtszeitaltern.

III

Wenn wir nun also festgestellt haben, daß Ortsbestimmung der Gegenwart weder durch Einordnung in einen weltgeschichtlichen Prozeß, noch durch Vergleichbarkeit mit anderen historischen Zeiten, noch durch Herausarbeitung ihrer völligen Neuartigkeit mit genügender Sicherheit möglich ist – d. h. auch so möglich ist, daß sie uns weiterhilft –: Was kann dann die weltgeschichtliche Betrachtung dafür leisten?

Das eigentliche Problem – das haben die Beispiele aus dem 19. und dem 20. Jahrhundert bei aller Verschiedenheit gezeigt – ist wohl darin zu sehen, daß weltgeschichtliche Betrachtung, ja Weltgeschichte selber keine unabhängige Tätigkeit, keine feste Größe für sich ist, sondern von der jeweiligen Gegenwart abhängt, von ihr ausgeht. Wir haben heute immerhin eine konkretere Vorstellung von Weltgeschichte als frühere Zeiten. Für uns ist sie nicht mehr nur theoretische Zusammenfassung von getrennten Einzelentwicklungen der Menschheit, auch nicht mehr nur ideologischer Herrschaftsanspruch oder tatsächliche Weltherrschaft eines einzelnen Kulturkreises, sondern realer Weltzusammenhang, besonders auf politischer und wirtschaftlicher Ebene, ohne eindeutige Hegemonie einer einzelnen Macht. Diese verflochtene Welt, so hat man mit Recht gesagt, „kann nicht umhin, die Vergangenheit der gesamten Welt als ihre eigene Vergangenheit zu begreifen“.¹² Und in dieser Situation „kann die Universalgeschichtsschreibung nicht länger philosophischen Außenseitern überlassen werden; sie wird zu einer unabweisbaren Forderung an die Historiker

selbst.“¹³ Die Vorstellung von Weltgeschichte ist also konkreter als früher, aber sie ist eine Vorstellung, und sie geht von der Gegenwart aus. Wie soll diese Vorstellung nun wieder helfen können, die Gegenwart zu begreifen?

Die kürzeste Antwort wäre: auf dem Umweg über Traditionskritik und Rekonstruktionsversuch. Das soll heißen: Weltgeschichte von der Gegenwart her gesehen ist nur der Ausgangspunkt, die Forderung. Zunächst ist sie in der Vermittlung durch die Tradition, in der Gestaltung und Bewertung durch frühere Auffassungen da. Ihre Umschreibung, ihre Neudeutung und Neubewertung von der Gegenwart aus ist eine langwierige, immer im Fluß befindliche Arbeit. Was hierbei geschieht, will ich versuchen, an einigen Beispielen klarzumachen, wobei ich auf Themen zurückgreifen kann, die in den Erklärungsversuchen des 19. Jahrhunderts schon eine Rolle gespielt haben.

Ich greife zunächst und vor allem Beispiele aus der europäischen Expansionsgeschichte heraus. Seit der Dekolonisation asiatischer und afrikanischer Völker, also vor allem seit dem Zweiten Weltkrieg, ist die frühere positive Auffassung von der seit dem Entdeckungszeitalter unaufhaltenden und notwendigen Ausbreitung der „höheren“ europäischen Zivilisation in Mißkredit geraten. Heute sieht man das Gesamtphänomen nicht mehr nur von dem entdeckenden und expandierenden Europa her, sondern als – sehr problematische – Völkerbegegnung. Die Europäer sind wegen ihrer Aktionen von besonderer Bedeutung, aber in der Begegnung geht es auch um Handeln und Leiden der anderen. Die Verbindung und Verflechtung der gesamten Menschheit beginnt am Ende des 15. Jahrhunderts. Seither gibt es im Ansatz zusammenhängende, räumlich vollständige Weltgeschichte. Die Welt und ihre Bevölkerung beginnt sich damals

unter dieser Einwirkung zu verändern, schon vor der Industrialisierung, vor allem in Amerika; noch stärker und umfassender nach ihr. Das ist eine kaum einfach als „notwendig“ zu bezeichnende, aber jedenfalls technisch-industriell fortschrittliche, kulturell vereinheitlichende und damit vereinseitigende Weiterentwicklung der Menschheit. Wir nennen sie „Europäisierung“ oder „Modernisierung“. Dieser Prozeß war aber nicht langsam und stetig fortschreitend wie eine umsichtig geplante, Schritt für Schritt vorgehende Kolonisation, sondern ein Gewirr von verschiedenartigen, häufig, besonders anfangs, katastrophal wirkenden Expansionsformen und damit von Veränderungen, die bis heute die entsprechenden Gebiete und Bevölkerungen prägen. Da somit noch heute weite Gebiete der Erde in verschiedenem Grade unter Bevölkerungsverreibungen und -zerstörungen, unter Einwanderungen und Zwangseinwanderungen aus den Jahrhunderten der Frühen Neuzeit leiden, kann man diese Erscheinungen nicht einfach als bedauerliche einzelne Fehlentwicklungen eines ansonsten positiven Gesamtprozesses abtun. Es ist insgesamt eine zerstörerische Menschheitsverbindung.

Vieles an dieser inzwischen verbreiteten Neubewertung ist aber auch noch zu europazentrisch. Der Beginn der Entdeckungsfahrten beispielsweise beruhte so wenig auf einer kulturellen oder technologischen Überlegenheit Europas, daß er sehr schwer zu erklären ist. Von Modernisierung oder Industrialisierung kann man in Europa des 15./16. Jahrhunderts noch nicht reden. Zwischen den atlantischen und den entwickelteren asiatischen Völkern bestand kaum eine „technologische Lücke“. Als die Portugiesen mit seeräuberartigen Gewaltmaßnahmen in den Indischen Ozean und den dortigen arabischen Handelsverkehr einbrachen und ihn

unter ihre Kontrolle brachten, geschah das nicht mit besseren Schiffen oder besseren nautischen Instrumenten. Die einzige „technologische Lücke“ bestand darin, daß sie Schiffsartillerie besaßen. Die arabischen und indischen Schiffe waren in der Regel unbewaffnet, obwohl die Muslime die Artillerie kannten und mit ihrer Hilfe etwa gleichzeitig drei Großreiche errichteten: das Osmanenreich, das persische Safawidenreich und das indische Moghulreich. Anders war es in der Neuen Welt, in Amerika, obwohl auch hier gesagt werden muß, daß die Überlegenheit der europäischen Eindringlinge kaum „modern“ und kaum spezifisch europäisch war. Die Azteken sind vielleicht weniger durch den Knall der Kanonen und Musketen als durch Pferde und Bluthunde in Furcht und Schrecken versetzt worden. Die ganze Unterwerfung und Kolonialisierung Amerikas – so muß man es eigentlich sehen – beruht auf längerfristiger, gesamt-eurasiatischer soziokultureller Überlegenheit.

Man geht auch wohl immer noch von einem zu einheitlichen Gesamtbild der europäischen Expansion aus, das dann einerseits durch die heroisch-barbarischen Entdeckungen und Eroberungen am Anfang, andererseits durch den späteren Imperialismus verfälscht erscheint. Nach neueren Untersuchungen scheinen die europäisch-asiatischen Beziehungen im 17./18. Jahrhundert mehr den heutigen als denen des 19. Jahrhunderts zu gleichen. Die Europäer bauten hier Handelssysteme, noch keine Kolonialreiche auf. Sie lebten enger in der jeweiligen asiatischen Gesellschaft als während des 19. Jahrhunderts. Sie waren Kaufleute, Mitglieder von Handelsgesellschaften, die wohl an ihre zivilisatorische und religiöse Überlegenheit glauben mochten wie ihre asiatischen Kontrahenten an die ihre, die sich aber politisch-diplomatisch einordnen mußten

und nicht davon ausgehen konnten, daß Asien arm und unterentwickelt, Europa reich und wirtschaftlich überlegen wäre. Diese, wie man gesagt hat, „faktische Gleichrangigkeit der Kulturen“ änderte sich erst nach der Mitte des 18. Jahrhunderts. Es gab also Ansätze zu positiverer Völkerbegegnung, die erst im Imperialismus des 19. Jahrhunderts mit seinem sozialdarwinistischen Denken wieder untergingen.¹⁴

Solche weltgeschichtlichen Betrachtungen können natürlich nicht ungeschehen machen, was an Völkern und Kulturen vernichtet worden ist, besonders radikal in Amerika in der Frühen Neuzeit. Aber wir können die Ideen, die geistigen Voraussetzungen erkennen, unter denen es geschehen ist, wir können sie kritisieren und für uns und den weiteren Weg der Menschheit ändern. Das gilt etwa für die genauere Erkenntnis, wieviel Imperialismus noch heute in den Beziehungen des Westens zur Dritten Welt besteht, eine Fragestellung, die zunächst durch die entsprechenden marxistischen Vorwürfe mehr gehemmt als gefördert worden ist, jetzt aber erfreulicherweise zunehmend ernstgenommen und verfolgt wird.¹⁵ Es gilt auch für das immer genauere, differenziertere Verständnis der kulturellen und sozialen Strukturen anderer Völker. Wie sehr man etwa schwarzafrikanische Sozialverhältnisse im 19. Jahrhundert (und länger) durch das zu pauschale Vorurteil ihrer Stammesbezogenheit, ihres „tribal system“ mißverstanden hat, sogar einseitig festgelegt und zurückgebildet hat, beginnt man erst jetzt zu erkennen.¹⁶ Sehr kennzeichnend ist auch, daß man sich erst jetzt dafür zu interessieren beginnt, wie eigentlich die Europäer von Außereuropäern gesehen und verstanden worden sind. Der englische Islamist Bernard Lewis hat erstmals ein Buch über die „muslimische Entdeckung Europas“ geschrieben, darüber,

wie der Islam früher und jetzt die europäische Geschichte auffaßt.¹⁷

Diese Bemühungen sind wichtige Beiträge für eine neue Form universalgeschichtlicher Betrachtung, auf die Jürgen Osterhammel hingewiesen hat: „Gemeint ist eine Art von Rekonstruktion der außerokzidentalen historischen Erfahrung, die nicht aus einer Haltung westlicher Überlegenheit heraus den Anspruch erhebt, den Orient besser zu verstehen als er sich selber versteht.“ Man unternimmt damit, „im außereuropäischen Bereich verschüttete historische Alternativen aufzuspüren; Europa mit seinen Erfolgen und Fehlschlägen aus der Sicht des überwiegenden Teils der Menschheit zu betrachten und die neuere Geschichte Asiens und Afrikas nicht ausschließlich als die einer Reaktion auf den sich imperialistisch ausbreitenden Westen zu schreiben.“¹⁸ Dies wäre eine weitere, fruchtbarere Stufe kultureller Begegnung, eine neue, vielversprechende mentalitätsgeschichtliche Aufgabe jenseits einer europazentrischen Betrachtungsweise und doch eine gerade mit den Mitteln des europäischen Historismus zustandezubringende Erkenntnisleistung, die der Gegenwart dienen könnte.

Alle diese Bemühungen sind aber auch von großer Bedeutung angesichts der Krise der westlichen Kultur. Diese Krise ist bekanntlich nicht nur dadurch gekennzeichnet, daß außereuropäische Kulturen, wie vor allem der Islam, nach langer Überwältigung und Veränderung durch den Westen nun wieder ihre eigene Kulturtradition und deren Werte hervorkehren, teilweise reaktionär und fanatisch, aber auch in anderen Formen, sondern daß viele im Westen selber an einen Sinn der eigenen industriellen und technologischen, der zivilisatorischen und kulturellen Entwicklung nicht mehr glauben und sich davon abkehren. Wenn der hohe Stand von Wirtschaft und Industrie zu ei-

genem Konsumüberfluß führt, nicht aber zu sichtlicher Verbesserung der Lebensbedingungen in der Dritten Welt, wenn er galoppierende Umweltschädigung verursacht und nicht vor Arbeitslosigkeit und empfindlicher Einschränkung der Berufsaussichten schützt, dann kann man sich über eine solche Abkehr nicht wundern. Wenn obendrein Politik und technologischer Fortschritt so sichtbar in Konfrontation und Aufrüstung, also in zunehmende Kriegsgefahr führen, kann die Absurdität allen westlichen Fortschritts nur noch augenscheinlicher werden.

Der zeitkritische Philosoph Georg Picht hat besonders eindringlich darauf hingewiesen, daß riesige evolutive Sequenzen sich schließlich als eine verfehlte Strategie herausstellen können, in der Natur wie auch in der Geschichte. „Dann geht eine ganze Gattung zugrunde, obwohl sie durch Jahrtausende hindurch erfolgreich war... Es ist heute eine offene Frage, ob der berühmte Siegeszug von Wissenschaft und Technik nicht vielleicht eine solche falsche Strategie war, die dazu führt, daß der Angreifer schließlich an seinen eigenen Erfolgen zugrundegeht.“¹⁹ Das muß bedacht werden, um Gegenkräfte zu aktivieren. Picht nennt ein einzelnes Beispiel dafür, wie westlicher Fortschritt in eine gefährliche Sackgasse der Weltentwicklung geführt hat: „Durch die Charta der Vereinten Nationen wurde dem ganzen Erdball ein politisches Organisationsmodell oktroyiert, das sich im 17. bis 19. Jahrhundert, unter spezifischen historischen Bedingungen, in Westeuropa herausgebildet hatte: der souveräne Nationalstaat. Die inneren Widersprüche dieses Modells haben zwei Weltkriege ausgelöst. Man sollte meinen, es wäre kompromittiert, zumal es mit den ökonomischen und gesellschaftlichen Realitäten unserer heutigen Welt unvereinbar ist. Aber es war, wenn ich eine komplexe Entwicklung auf

eine viel zu einfache Formel bringen darf, das Produkt zugleich und das Symbol jener bürgerlichen Emanzipationsbewegung, der wir die Idee des Fortschritts verdanken. Es wird geprägt durch eine vermeintlich autonome Rationalität. Deshalb galt der nationale Staat den neuen Nationen als Bürgerschaft ihrer Unabhängigkeit... Die neuen Nationen wollten sich ‚entwickeln‘, indem sie sich durch Staatsbildung in die Lage versetzten, das Fortschrittsmonopol der Industriegesellschaften zu brechen. Das hat in der Dritten Welt einen Rüstungswettlauf ausgelöst, der die ökonomischen Ressourcen der armen Länder verzehrt. Eine nicht abreißende Kette von Kriegen und neue Formen der Abhängigkeit von den jeweiligen Waffenlieferanten waren die Folge.“ Picht nennt das ein Erbstück Europas, das besonders drastisch illustriert, „was man die Rückständigkeit des Fortschritts nennen könnte.“²⁰ Er betont an anderer Stelle mit Recht: „Nur mit Hilfe historischer Analyse können wir jene undurchsichtigen Komplexe von Vorurteilen auflösen, die in die Fundamente der souveränen Nationalstaaten eingemauert sind. Solange uns das nicht gelingt, hat eine rationale Planung von regionaler oder gar globaler Reichweite keine politischen Chancen.“ In diesem Zusammenhang steht auch seine Feststellung: „Daran, daß eine totale Abrüstung heute politisch nicht einmal diskutiert werden kann, erkennen wir die ungeheure Macht archaischer Denkweisen aus längst versunkenen Geschichtsepochen mitten in unserer Gegenwart.“²¹ Hieran ist vielleicht besonders deutlich zu sehen, was eine traditionskritische, weltgeschichtliche Betrachtung leisten kann. Sie kann aufdecken, wieweit Probleme der Gegenwart von gefährlich veralteten Denkweisen abhängig sind. Sie könnte also zur Veränderung der Denkweisen beitragen. Wie wichtig dies ist, hat schon Al-

bert Einstein formuliert: „Die entfesselte Macht des Atoms hat alles verändert, nur nicht unsere Denkweisen. Auf diese Weise gleiten wir einer Katastrophe ohnegleichen entgegen. Wir brauchen eine wesentliche neue Denkungsart, wenn die Menschheit am Leben bleiben soll.“²²

Genug der Beispiele. Sie haben hoffentlich gezeigt, daß eine von der gegenwärtigen Situation ausgehende, von ihr her umgeschriebene weltgeschichtliche Betrachtung keineswegs zu einer reinen Bestätigung, zu einer zusätzlichen, also unnötigen Rechtfertigung dieser Gegenwart führt, sondern zur Erkenntnis ihrer Defizite, ihrer gefährlichen, aber auch ihrer günstigen Traditionsbestände. Indem man an einem neuen Verständnis von Weltgeschichte arbeitet, kann man also die Gegenwart bereichern. Man kann nicht genau sagen, „wo wir stehen“. Insofern ist der Begriff „Ortsbestimmung“ vielleicht irreführend. Aber man kann zeigen, was uns fehlt, was uns hemmt, was unsere Aufgabe ist. Um auch hier noch einmal Picht zu zitieren: „Unsere Fähigkeit, Zukunft zu antizipieren und zu gestalten, steht in einer genauen Relation zu unserer Fähigkeit, Vergangenheit zu erinnern und neu zu verstehen.“²³

Zum Schluß möchte ich noch einmal zu einem großen Historiker des 19. Jahrhunderts zurücklenken, vielleicht dem immer noch lebendigsten, lesenswertesten: Jacob Burckhardt. Ich möchte darauf hinweisen, daß die zuletzt beschriebene Funktion der Geschichtswissenschaft nicht ganz, aber weitgehend dem entspricht, was er lehrte. Deshalb habe ich auch den Begriff „weltgeschichtliche Betrachtung“ verwendet, also den Begriff, mit dem sein verbreitetstes Werk – wenn auch nicht von ihm selber – betitelt worden ist. Wir haben mehr vom Neuerstehen der Vergangenheit und von gefährlichen Traditionsbeständen gesprochen. Bei Burckhardt kann

man darüber auch, aber noch mehr über die guten Traditionsbestände lernen und Allgemeineres über die Notwendigkeit, Vergangenheit überhaupt zu erinnern und zu erhalten. Über Fortschrittsideologien, mit denen seine Zeitgenossen hochmütig auf die Vergangenheit herabblickten, spottete er genauso wie über die machtorientierte politische Geschichtsschreibung, die jeweils nach den neuesten Siegen und Erfolgen die ganze Vorgeschichte revidierte. Wenn Burckhardt demgegenüber für kulturgeschichtliche Kontinuität eintrat, so deshalb, weil sie ihm nicht von vornherein gegeben zu sein schien, sondern immer wieder durch intensive Beschäftigung, durch lebendiges Gespräch mit der Vergangenheit erzeugt werden mußte.

Diese verlierbare Kontinuität erschien ihm erhaltenswert, weil sonst Materialismus, der große Gewaltstaat mit Bürokratie und Militär oder Gesellschaftskrisen überhandnahmen, – die drei Dinge, die Michelet um die gleiche Zeit Industrialismus, Militarismus und Sozialismus genannt hatte. Darum brachte Burckhardt seinen Zeitgenossen das alte Griechenland, das Mittelalter und die Renaissance nahe – nicht nur durch Anleitung zum Genuß der Kunst, der kulturellen Meisterwerke dieser Zeiten, sondern darüber hinaus durch Vergegenwärtigung ihrer Denkweisen und Anschauungen und durch Erkenntnis des immer problematischen, günstigen oder gefährlichen Zusammenwirkens von Religion, Staat und Kultur –: weltgeschichtliche Betrachtung als lebensnotwendige Bereicherung der eigenen Gegenwart. Je nach Kräften müssen wir das auch heute versuchen.

Anmerkungen

¹ Leopold von Ranke, Sämtliche Werke, Bd. 43/44, Leipzig 1879, S. 518 f.

- ² Die letzten Unruhen in Bosnien 1820–32. In: *Ranke Historisch-politischer Zeitschrift* Bd. II, 1834, S. 297 f.
- ³ Alexis de Tocqueville, *Über die Demokratie in Amerika*, München 1976, S. 479.
- ⁴ Adolphe Thiers, *Geschichte des Konsulats und des Kaisertums*, Bd. 4, Leipzig 1845, S. 125 u. 127.
- ⁵ Ranke, *Ansprache am 90. Geburtstag* (Dez. 1885), *Sämtliche Werke* Bd. 51/52, Leipzig 1888, S. 597 f.
- ⁶ Jules Michelet, *Histoire du XIX^e siècle*, Bd. 1, 1872, S. IX, Übersetzung nach: Roland Barthes, Michelet, Frankfurt 1984, S. 102 f.
- ⁷ Carl Friedrich von Weizsäcker, *Wahrnehmung der Neuzeit*, München 1983, S. 7.
- ⁸ Karl Popper, *Hat die Weltgeschichte einen Sinn?* In: Hans Michael Baumgartner u. Jörn Rüsen (Hg.), *Seminar: Geschichte und Theorie*, Frankfurt 1976. Odo Marquard, *Universalgeschichte und Multiversalgeschichte*. In: *Saeculum* 33/2, 1982.
- ⁹ Immanuel Kant, *Welches sind die wirklichen Fortschritte der Metaphysik*, *Werke* (Akademieausgabe) Bd. 20, S. 307. Ausführlicher gehe ich auf die in den letzten Absätzen angeschnittenen Probleme in den folgenden drei Abhandlungen ein: *Universalgeschichtsschreibung im 20. Jahrhundert*, in meinem Buch *Traditionskritik und Rekonstruktionsversuch*, Göttingen 1979. *Historismus und Teleologie*. In: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte*, 5. Jg., 1982. *Das alte und neue Problem der Weltgeschichte als Kulturgeschichte*. In: *Saeculum* 33, 1982.
- ¹⁰ Ernst Jünger, *Der Waldgang*, Frankfurt 1952, S. 41. „Anarch“ in Eumeswil, Stuttgart 1977, S. 44 ff.
- ¹¹ Solche Briefe sind abgedruckt im Anhang der Neuausgabe des „Arbeiters“ in den Sämtlichen Werken Bd. 8, S. 389 ff.
- ¹² Franz Georg Maier, *Das Problem der Universalität*. In: Gerhard Schulz (Hg.), *Geschichte heute*, Göttingen 1973, S. 85.
- ¹³ Wolfgang J. Mommsen, *Universalgeschichte*. In: Waldemar Besson (Hg.), *Geschichte*, Frankfurt 1961, S. 322.
- ¹⁴ Vgl. Holden Furber, *Rival Empires of Trade in the Orient 1600–1800*, Minneapolis-London 1976. Wolfgang Reinhard, *Gelenkter Kulturwandel im 17. Jahrhundert*. In: *Historische Zeitschrift* 223, 1976. Ausführlicher darüber auch meine Aufsätze: *Die vorindustrielle Epoche der europäischen Expansion*. In: *Historia integra*, Festschrift für Erich Hassinger, Berlin 1977. *Der Ausgriff Europas nach Übersee, eine universalhistorische Skizze des Kolonialzeitalters*. In: *Saeculum* 35/1, 1984.

- ¹⁵ Wolfgang J. Mommsen, Das Ende des Imperialismus und die stetige Wiederkehr imperialistischer Herrschaft. In: Merkur, 37. Jg., Dez. 1983.
- ¹⁶ Terence Ranger, Kolonialismus in Ost- und Zentralafrika. Von der traditionellen zur traditionellen Gesellschaft – Einsprüche und Widersprüche. In: Jan-Heeren Grevemeyer (Hg.), Traditionale Gesellschaften und europäischer Kolonialismus, Frankfurt 1981.
- ¹⁷ Bernard Lewis, Die Welt der Ungläubigen. Wie der Islam Europa entdeckte. Frankfurt/Berlin/Wien 1983.
- ¹⁸ Jürgen Osterhammel, Modernisierungstheorie und die Transformation Chinas 1800–1949. In: Saeculum 35/1, 1984, S. 43 f.
- ¹⁹ Georg Picht, Hier und Jetzt: Philosophieren nach Auschwitz und Hiroshima, Bd. I, Stuttgart 1980, S. 381.
- ²⁰ Ebenda, S. 386 f.
- ²¹ Ebenda, Bd. II, 1981, S. 152.
- ²² Zitiert ebenda, Bd. II, S. 176.
- ²³ Ebenda, Bd. II, S. 150.

Ihr erster Zug – der Weg zu uns



Wir zeigen Ihnen, wie Sie Zug um Zug ein Geldvermögen aufbauen können, indem Sie automatisch sparen und die hohen Zinsen attraktiver Anlageformen nutzen. Kommen Sie zu uns, und die Partie ist gewonnen.



Volksbank Gießen eG

Betriebswirtschaftslehre – quo vadis?

Die Betriebswirtschaftslehre hat in ihrer relativ jungen Geschichte vielfältige Veränderungen erfahren. Dies gilt sowohl für Probleme, die behandelt, als auch für Lösungen, die erarbeitet wurden. Dabei hat man den Eindruck, daß sich diese Entwicklung in den letzten beiden Jahrzehnten besonders prononciert vollzogen hat. Vielfältige Ansätze und Richtungen haben sich in ihren Erkenntnisinteressen artikuliert und dabei zunehmend nebeneinanderher und teilweise gar auseinander bewegt. Von einem *Grundkonsens* über Ziele, Inhalte und Methoden im Fach kann nach meinem Eindruck kaum noch gesprochen werden. *DIE Betriebswirtschaftslehre* gibt es allenfalls noch als Institution, in der Bezeichnung von Lehrstühlen, Verbänden und anderen professionellen Einrichtungen. Die Spannungslinien eines auseinanderdriftenden, ja vielleicht auseinanderreißenen Faches sind dabei nicht eindimensional. Sie reichen von ökonomischen zu verhaltenswissenschaftlichen Ausrichtungen, von konstruktivistischen zu systemisch-evolutionistischen Vorstellungen, von der Orientierung am entscheidenden Handeln bis zur Fokussierung von Systemen und den in ihnen gegebenen und sich verändernden Strukturen und Prozessen, um nur einige wesentliche Spannungsdimensionen zu nennen.

Überlagernd stellt sich die Frage, ob die Betriebswirtschaftslehre im Sinne der *Einheit der Wirtschaftswissenschaften* mit einer (mikro-)ökonomischen Erkenntnisperspektive an der Seite der älteren Volkswirtschaftslehre *disziplinär* angesiedelt

werden, oder ob sie sich von dieser engeren Perspektive lösen und zu einer *interdisziplinären* Wissenschaft vom Management gesellschaftlicher Institutionen entwickeln sollte. Im Fach finden sich prominente Vertreter beider Strömungen. Diese arbeiten bislang nebeneinander her, ohne daß der sich im mangelnden Konsens über die Aufgaben der Betriebswirtschaftslehre, ihre Positionierung im Kreis der Wissenschaften und die einzuschlagenden weiteren Entwicklungsrichtungen verborgene Konflikt offen ausgetragen wurde.

A. Gibt es die Betriebswirtschaftslehre nicht mehr?

Da sich das Erkenntnisinteresse eines Wissenschaftsbereiches im Zeitablauf unter dem Einfluß veränderter Fragestellungen und gewonnener Erkenntnisse verschiebt, muß auch die *Erkenntnisperspektive* und die arbeitsteilige *Einordnung* eines Wissenschaftsbereiches in den Kreis anderer Wissenschaften laufend zur *Disposition* gestellt werden. Soll in diesem Beitrag das Spannungsfeld beleuchtet werden, das die Betriebswirtschaftslehre zwischen einem *disziplinären* Erkenntnisinteresse am Wirtschaften in und zwischen Betrieben und einer *interdisziplinären* Managementwissenschaft positioniert, kann als Ausgangsthese, die hinreichend die Dramatik der fachlichen Entwicklung widerspiegelt, an Günther Schanz (Wissenschaftsprogramme S. 31) angeknüpft werden:
„Für die gegenwärtige Betriebswirtschaftslehre ist charakteristisch, daß es die

Betriebswirtschaftslehre eigentlich gar nicht gibt. Vielmehr existieren verschiedene, teilweise recht unterschiedliche Schwerpunkte betonende Ansätze, Konzepte bzw. Wissenschaftsprogramme nebeneinander.“

Die innere Spannweite des Faches drückt sich vor allem in der Orientierung an zwei divergierenden Polen aus:

□ Auf der einen Seite im Festhalten an *disziplinären* Vorstellungen. Sie richten sich im Verbund mit der Volkswirtschaftslehre als Schwesterwissenschaft auf *ökonomische* Fragestellungen auf der Mikroebene. Das Wirtschaften in und zwischen Betrieben wird zum Gegenstand wissenschaftlicher Erkenntnis. Diese Orientierung deckt sich am deutlichsten mit der Bezeichnung des Faches, in der das Handeln „*Wirtschaften*“ mit dem Objekt „*Betrieb*“ in Verbindung gebracht wird. Vielfältige Varianten haben jedoch in jüngster Zeit unter dem Eindruck der allgemein fortschreitenden gesellschaftlichen Vernetzung die Betrachtung vom engeren wirtschaftlichen Handeln in Betrieben weg und hin zum *Verhalten* im Hinblick auf einen viel weiteren Kreis von Zielvorstellungen verschoben. Diese Entwicklung läßt sich dahingehend interpretieren, daß der disziplinäre, ökonomisch orientierte Pol des Faches auf diesem Wege versucht, den wachsenden Anforderungen an eine weiter gefaßte gesellschaftsbezogene Aufgabenstellung und Verantwortung der im Betrieb Handelnden und ihrer Probleme gerecht zu werden.

□ Auf der anderen Seite steht dem eine Orientierung des Faches an der *Führung* oder am *Management von Institutionen* gegenüber. Sie versteht sich *interdisziplinär* und hat ihre Erkenntnisperspektive weit über rein Ökonomisches hinaus in das Terrain anderer Disziplinen hinein verschoben. Über die Organisationslehre und ihre frühzeitige Beschäftigung mit Fragen

der Struktur und des Verhaltens von Systemen sowie ihrer Führung hat sich hier eine Entwicklung vollzogen, die zu einer zunehmenden Lösung des fachlichen Interesses *vom ökonomischen Traditionsbestand der Betriebswirtschaftslehre geführt* hat. In der Tat fühlen sich die Vertreter dieser Richtung noch der Betriebswirtschaftslehre – vielleicht als inhaltslos gewordene Institution oder Profession über Mitgliedschaften in Verbänden sowie durch die *venia legendi* für das Fach „Betriebswirtschaftslehre“ – verbunden. Unter diesem, sie gegen „Witterungseinflüsse“ anderer Disziplinen oder Organe abschirmendem Dach betreiben sie jedoch Organisations-, Führungs- oder Managementlehre unter weitgehender und zunehmender Lösung vom historischen Kern des ökonomisch orientierten Teils des Faches.

Das Problem der weiteren *Entwicklung der Betriebswirtschaftslehre* läßt sich damit in folgender Fragestellung zusammenfassen:

□ Soll sich die Betriebswirtschaftslehre, soweit sie dies nicht ohnehin bereits getan hat, von der disziplinären Betrachtung ökonomischen Handelns in und zwischen Betrieben zum Pol einer interdisziplinären entweder *entscheidungs- oder verhaltensorientierten Führungslehre* oder *systemorientierten Managementlehre* entwickeln? Sie könnte dabei als engeres Objekt Betriebe und Unternehmungen wählen oder sich weiter auf gesellschaftliche Institutionen jeder Art ausrichten.

Um von einer konsensierten oder dissensierten Entwicklungsrichtung des Faches sprechen zu können, bedarf es einer Positionsmarkierung der Fachvertreter zu dieser Fragestellung. Da ein derart deutliches Entwicklungsszenario derzeit nicht gegeben ist, wage ich die Behauptung, daß sich das Erkenntnisinteresse des Faches zunehmend an zwei Polen verdichtet, was

langfristig eine Auseinanderentwicklung beider möglich, wenn nicht gar wahrscheinlich macht: *Steht die Betriebswirtschaftslehre vor dem Zerreißen in zwei gesonderte Fachdisziplinen, einer auf die Unternehmung abhebenden ökonomischen Mikrotheorie und einer auf eine breitere Palette von „Institutionen“ abstellenden Führungs- oder Managementlehre trotz aller „Lippenbekenntnisse“, das Fach als Führungslehre verstehen zu wollen?*

B. Vom disziplinären zum interdisziplinären Bezug der Betriebswirtschaftslehre

Die wachsende Dysfunktionalität disziplinärer Grenzbeziehungen

Die heutige *disziplinäre Einteilung der Wissenschaften* hat sich historisch entwickelt. Sie zeigte eine zunehmende Ausdifferenzierung einzelner Fachgebiete, eine vermehrte Arbeitsteilung in den Wissenschaften. Dabei verband sich *Traditionelles* mit *Institutionellem*, indem Fachgebiete in Lehrstühlen und Fakultäten zur Forschung und Lehre angesiedelt wurden. Auf diesem Wege wurde durch die Hochschulen multiplikativ eine Professionalisierung der Handhabung bestimmter Anwendungen wissenschaftlicher Erkenntnisse erzeugt. Arbeitsteilige Institutionalisierung wirkt dabei auch im wissenschaftlichen Bereich eher in Richtung auf *Behahrung und Verfestigung* als auf *Veränderung*; auf die Fokussierung von „zentralen“, im Kern eines Wissenschaftsbereiches angesiedelten Problemen, statt auf eine Betrachtung von *Randzonen* und von *fachübergreifenden Fragestellungen*.

Zugleich gleitet eine tradierte und verfestigte Einteilung von disziplinären Wissenschaften im Zeitablauf zunehmend aus der Zone ihrer Funktionalität heraus und gewinnt vermehrt Züge der *Dysfunktionalität*.

Indem sich Zentren der Problemstellungen verschieben und in vormalig wenig beachtete Randzonen verlagern, werden traditionelle Betrachtungsweisen, Fragestellungen und Problemlösungen immer weniger relevant. Der Bitte an die Wissenschaft, praxeologisch „Lebenshilfe“ für die Bewältigung der Problemlandschaft zu leisten, kann immer weniger entsprochen werden; sie verhallt schließlich ungehört dann, wenn sich ein Wissenschaftsbereich mit tautologischen Transformationen gegenüber diesem Ruf immunisiert hat. Die einen suchen dann im Elfenbeinturm nach denkbaren – wenn auch nicht immer möglichen oder wahrscheinlichen – Problemen, die sie mit beachtlichem intellektuellen Aufwand so einzugrenzen verstehen, daß zwar die hoch-komplexe Welt in ihnen nicht mehr erkennbar, das Lösungsverfahren dagegen um so mehr durch seine Exaktheit besticht. Gleichzeitig fühlen sich die im Grabenkrieg der zwingenden Bewältigung von Alltagsproblemen Handelnden bei ihrer Suche nach visionärer Anleitung oder Unterstützung bei der verfahrenstechnischen Handhabung ihrer Probleme im Stich gelassen. Dies sind zumeist Zeiten, in denen verstärkt über die notwendige *Kooperation von Wissenschaft und Praxis* auf der neutralen Ebene von Postulaten diskutiert wird, die es beiden Seiten erlaubt, einen Minimalkonsens zu konstatieren.

In jeder Generation von Forschern und Lehrern muß daher die tradierte und etablierte Einteilung der Wissenschaften erneut auf ihre Sinnhaftigkeit hin *überprüft* und notfalls *abgeändert* werden, wobei es wie bei allen Änderungen sozialer Systeme erhebliche *Beharrungs- und Akzeptanzwiderstände* zu überwinden gilt. Sind die Chancen, Tradiertes und institutionell Verfestigtes zu sprengen, gering, bleibt es zumeist dem Wagemut und Weitblick einzelner Forscherpersönlichkeiten überlas-

sen, von der „sicheren“ Basis ihres eigenen Faches aus, grenzüberschreitend tätig zu werden. Sie greifen dabei von ihnen als wesentlich erkannte Probleme in den Randzonen einzelner Fächer auf, aktivieren interdisziplinäre Hilfe und verschieben, wenn sie sich damit nicht zwischen alle institutionell bereitgestellten Stühle gesetzt und Erfolg gehabt haben, im Sog des „follow the leader“ die Zentralität eines Faches hin zu bisherigen Randzonen.

Als wesentliches *Indiz für die Unzweckmäßigkeit* vorgefundener disziplinärer Grenzen mag die wohl inzwischen allgemein akzeptierte These gelten, daß bahnbrechende Erkenntnisse heute kaum mehr im Zentrum eines disziplinären (zuweilen sogar disziplinierten Faches) erarbeitet werden als vielmehr eher an dessen Peripherie und dies nicht selten im „grenzüberschreitenden Verkehr“ zu anderen Disziplinen. Dies wird hier auch von der Betriebswirtschaftslehre behauptet, die in ihrer Geschichte viele befruchtende Ausflüge in die Technik, Mathematik und während der beiden letzten Jahrzehnte vor allem in die Verhaltenswissenschaften gemacht hat.

Von der Suche nach dem Identitätsprinzip eines Faches zur paradigm- übergreifenden Erkenntnisperspektive

Was Heinrich *Nicklisch* (Organisation) in seinem „Gesetz der Gliederung und Einingung“ für die Organisation allgemein ansprach, gilt auch für die Wissenschaften: Je mehr unter dem Zwang wachsender Komplexität arbeitsteilig *gegliedert* und damit von den Trägern von Forschungs- und Lehraufgaben spezialisiert angegangen wird, desto größer ist der Zwang zur *Einingung*, zur Harmonisation. Dies gilt in gleicher Weise für die *präsituationale Integration* der *Forschung* in ihren Fragestellungen und Untersuchungsdesigns, wie für

die *Lehre* in ihrer curricularen Planung von Lehrzielen, Inhalten, Methoden, Transfers und Erfolgskontrollen sowie für die situative Koordination vielfältiger, eher einer Probabilistik folgenden Forschungsergebnisse.

Gliederung, Arbeitsteilung, Spezialisierung wurden als selbstverständliche Folge einer wachsenden Komplexität der Wissenschaften unterstellt. Auf der Suche nach der Begründung für einen derartigen Zusammenhang fällt die Antwort auf der Wissenschafts- wie auf der Phänomenebene zumeist nicht schwer: Der überwältigend großen und zudem wachsenden Komplexität steht der Mensch mit seiner begrenzten und auch über sein Lernen kaum wesentlich veränderbaren *Perzeptibilität* gegenüber. Damit Probleme überhaupt bewältigt werden können, muß die Komplexität auf ein faßbares Maß handhabbarer Problemstellungen heruntergebrochen werden. Aufgaben sind arbeitsteilig zu organisieren, und tragfähige Verantwortungszuschnitte für ihre Erledigung sind zu konstruieren. Eine *Superwissenschaft* wäre nicht in der Lage, diesen „*human constraints*“ gerecht zu werden.

„Organisatorisch“ ist es dagegen durchaus denkbar, auch im wissenschaftlichen Bereich eine Zusammenarbeit von Persönlichkeiten zu gestalten, die viel lieber als enge Spezialisten „den Dingen auf den Grund gehen“ wollen und anderen, die, mehr integrativ veranlagt und interessiert, ihr Problem in der visionären Kombination fachübergreifender Fragestellungen und Erkenntnisse sehen. Ihre Zusammenführung und das arbeitsmäßige Zusammenspiel beider Persönlichkeitstypen in einem Forschungsinstitut oder einer Fakultät ist beim gegenwärtigen Stand unserer Wissenschaftsorganisation allerdings eher unbefriedigend. Sie ist mehr Ergebnis des Zufalls, des komplexen psychologischen Feldes von „likes and dislikes“, als

Resultat gezielter Selektion und organisierten Einsatzes von Forschungs- und Lehrpersonal.

Da der Weg zum optimalen „personality-mix“ als „ad personam“-Lösung der Organisation von Forschung und Lehre realiter nur begrenzt offensteht und nicht selten einen zufälligen „Glücksfall“ darstellt, verbleibt die Suche nach einer geeigneten „ad rem“-Lösung, die selbst hoch-komplexe Fragen nach der Gliederung und Einnung der Wissenschaften aufwirft. Die Wissenschaftstradition hat diese Fragestellung zumeist derart gelöst, daß sich jede Disziplin aus dem Bereich betrachteter Erfahrung heraus („Erfahrungsobjekt“), ein engeres *Erkenntnisobjekt* definierte. Es bündelte isolierend und abstrahierend die Betrachtung auf einen begrenzten Kreis von Erscheinungen und grenzte diese damit zugleich von anderen disziplinären Erkenntnisbestrebungen, die auf gleiche oder ähnliche Objekte gerichtet waren, ab. Auf diesem Wege wurde die besondere Eigenart eines Faches, seine Identität, gefunden und behauptet. Diese Suche nach einem *zweckmäßigen Identitätsprinzip* bei aller gegebenen Interaktion gesellschaftlicher, sozialer, technischer und ökonomischer Variablen auf der Ebene der Erfahrung hat lange Zeit auch die junge Betriebswirtschaftslehre, die sich im Kreis der etablierten Wissenschaften erst durchsetzen und daher stärker um den Nachweis ihre Wissenschaftlichkeit bemüht sein mußte, beherrscht.

Die Suche nach einer Identität vermittelnden Erkenntnisobjekt kann jedoch nur dann erfolgreich sein, wenn das Objekt – im Falle der Betriebswirtschaftslehre traditionell das Wirtschaften im Betrieb – ein Heraus Schälen und Isolieren fachspezifischer Fragestellungen ermöglicht. Ist diese Voraussetzung nicht gegeben, dann führt kein Weg an einer Einheitswissenschaft vorbei. Hier scheint jedoch be-

reits ein erster Dissens im Fach zu herrschen. Während beispielsweise Marcell Schweitzer davon ausgeht, „daß der Problemverbund des Betriebs eine Dichte besitzt, die eine artmäßige wissenschaftliche Arbeitsteilung ermöglicht“ (Schweitzer, Gegenstand S. 18), gehen offenbar weite Kreise von Fachvertretern der Organisationstheorie, wenn sie sich universalistisch institutionellen „Organisationen“ zuwenden, von der gegenteiligen Annahme aus. Sie unterstellen, daß eine derartige Isolierung nicht möglich ist, weil sie wesentliche, das Problem bildende Interaktionen zerschneiden würde und somit für die Erkenntnisgewinnung hochgradig unweckmäßig wäre.

In diesem Zusammenhang drängt sich die grundlegende Frage auf, ob die *Suche nach einem Identitätsprinzip* nicht überhaupt falsch gestellt war und ist. Indem er den Begriff der „*Erkenntnisperspektive*“ von Jürgen Wild aufgreift, will Werner Kirsch (Führungslehre S. 31) nicht auf die Unterscheidung Erfahrungs-/Erkenntnisobjekt festgelegt werden: „Wer ein Objekt ‚verbessern‘ will, braucht empirisch bewährtes Wissen über dieses Objekt. Dabei darf es a priori kein durch ein irgendwie geartetes Erkenntnisobjekt vorgegebenes Auswahlprinzip geben, das nur einen Teil oder einen spezifischen Aspekt dieses Objektes als relevant erscheinen läßt...“ Dies bedeutet letztlich, daß es kein vorgegebenes, zeitübergreifendes und damit den wissenschaftlichen Fortschritt unter Umständen hemmendes Selektionsprinzip geben sollte, sondern eher einen Pluralismus *forscherabhängiger Erkenntnisperspektiven*, die soweit eingestellt sind, daß in ihrem Rahmen unterschiedliche und, wenn möglich, widerstreitende *Paradigmen* Platz finden.

Mancher wird hier einen Weg zum wissenschaftlichen Chaos im System und zu einem ausufernden persönlichen Dilettan-

tismus sehen, der die Suche nach einer fachlichen Identität in einem Rahmen, in dem wissenschaftliche Institutionen nun einmal nicht mehr wegzudenken sind, unmöglich macht. Ich persönlich meine, es müsse beides geben, die fachliche *Identität* als lockeren Rahmen, ohne den wissenschaftliche Institutionen und eine Professionalisierung ihrer Absolventen nicht gedeihen können *und* einen möglichst flexiblen Wettstreit einzelner „*scientific communities*“, die ihre eigenen „Sprachspiele“ und einen Konsens über methodologische Regeln entwickeln.

Das Identitätsprinzip stellt dann weniger die Frage nach dem, was eine Schule, eine Gruppe Gleichgesinnter und ähnlich-Orientierter innerhalb eines Faches, einer Disziplin kohäsiv aneinander bindet, als vielmehr nach den gemeinsam akzeptierten Elementen, die einer *Disziplin ihr unverwechselbares Gepräge* verleihen. Derartige Elemente können auf der *sach-rationalen* Ebene Ziele, Inhalte, Methoden und Institutionen eines Faches, auf der *sozio-emotionalen* Ebene gewachsene Werte und Normen sein, die geteilt werden. Diesen Elementen kommt in ihrem identitätsprägenden Stellenwert und in ihren Beziehungen zueinander im Laufe der Entwicklung eines Faches eine durchaus wechselnde Bedeutung zu.

C. Denkbare Modelle einer forschungsstrategischen Entwicklung der Betriebswirtschaftslehre zu einer interdisziplinären Managementwissenschaft

Die Frage nach der weiteren Entwicklung der Betriebswirtschaftslehre verlagert sich somit in Richtung einer Suche nach ergänzenden oder andersartigen Problemorientierungen, die jene der klassischen, am *ökonomischen Handeln* und der neoklassischen, am *Verhalten* in Organisationen

orientierten Erkenntnisinteressen erweitern oder ersetzen. Eine so gestellte Frage trägt das Problem einer *Überlagerung* des Traditionsbestandes an Erkenntnissen der Betriebswirtschaftslehre durch neue problembezogene, *matrixhafte* Elemente in sich. Sie wirft die noch weitergehende Frage nach dem *Ausgliedern* des vor allem ökonomischen Erkenntnisbestandes bei einer gleichzeitigen disziplinären Umorientierung eines sich neu entwickelnden Erkenntnisinteresses – eine wahrhaft grundlegende forschungsstrategische „*Gretchen*“-Frage – auf.

Der „Korridor“ meiner weiteren Betrachtung der wissenschaftstrategischen Orientierung der Betriebswirtschaftslehre ist auf eine Entwicklung zu einer interdisziplinären Wissenschaft vom Management gerichtet. Drei Grundmodelle der Betriebswirtschaftslehre will ich dabei zur Diskussion stellen. Die Reihenfolge der Darstellung könnte zugleich eine historische Entwicklung indizieren.

1. Die ökonomisch-orientierte Betriebswirtschaftslehre mit erweiterter Erkenntnisperspektive

Bei einem ersten forschungsstrategischen Modell der Entwicklung des Faches bleibt die Betriebswirtschaftslehre weiterhin im wesentlichen am *ökonomischen Handeln* des Menschen in Betrieben orientiert. Sie erweitert jedoch ihre Erkenntnisperspektive, wie sie dies bereits in der Vergangenheit getan hat, über disziplinäre ökonomische Betrachtungen hinaus, die sie durch fachübergreifende Fragestellungen, eine interdisziplinäre Kommunikation und den Einbezug von relevanten Forschungsergebnissen anderer Disziplinen belegt. Ohne an dieser Stelle auf die wechselhafte Geschichte des Faches im Ringen um eine tragende Erkenntnisperspektive einzugehen, die sich in den letzten Jahrzehnten

durch eine zunehmende Öffnung gegenüber anderen Disziplinen ausgezeichnet hat, sei hier eines festgestellt: Die junge betriebswirtschaftliche Forschungstradition zeichnet sich trotz aller Unterschiedlichkeit im Detail und im Wechsel von Paradigmen durch eine bemerkenswerte Kontinuität und Zielstrebigkeit in der Erweiterung ihrer Erkenntnisperspektive – vom Wirtschaftlichkeitsprinzip über rationales Handeln zum Verhalten bei Entscheidungen – in Betrieben, Unternehmen und zunehmend in Organisationen und Märkten aus. Damit erscheint auch die Formulierung Thomas Kuhns (Revolutionen S. 142) eher als übertrieben:

„Die normalwissenschaftliche Tradition, die aus einer wissenschaftlichen Revolution hervorgeht, ist mit dem Vorangegangenen nicht nur unvereinbar, sondern oft auch tatsächlich nicht vergleichbar.“

Dabei kann man es durchaus als Kompliment an das Verantwortungsbewußtsein der einzelnen wesentlichen Akteure auf der Bühne des Faches verstehen, daß sie sich um eine paradigmatische Synthese bemüht haben. Der grob skizzierte „rote Faden“ einer fachlichen Entwicklung bietet vielfältige Belege dafür, daß das *Verhältnis von Proliferation und Bewahrung in einer Wissenschaft* in der Betriebswirtschaftslehre nahezu „optimal“ gelöst wurde: Während des in der These des Pluralismus enthaltene Prinzip der *Proliferation* die Forderung enthält, an die Seite einer Theorie bzw. eines Wissenschaftsprogrammes nach Möglichkeit Alternativen zu stellen, um Innovationen über einen konstruktiven Diskurs anzuregen, fordert das Prinzip der *Bewahrung* die Bestandssicherung entwicklungsfähiger Gedanken, die nicht vorschnell auf dem Wege der Ideenkonkurrenz ausgeschieden werden sollten (Schanz, Wissenschaftsprogramme S. 4). „Um sich bewähren zu können,

müssen Theorien zunächst bewahrt werden.“ (Spinner, Pluralismus S. 32) Dies gilt sowohl für neue wie für ältere Ansätze (Schanz, Wissenschaftsprogramme S. 41).

2. Abspaltung einer interdisziplinären Managementwissenschaft aus der Betriebswirtschaftslehre

Hat sich der entscheidungstheoretische Ansatz in seiner späteren Hinwendung zu den Verhaltenswissenschaften bereits von der traditionellen ökonomischen Orientierung des Faches gelöst und damit einen Brückenschlag zu einer Führungslehre vollzogen, so wird er begleitet durch die Entwicklung der Organisationstheorie, die selbst im Wechselbezug zu ihm steht. Wird die Organisation in ihrer interdisziplinären Öffnung aus der Fragestellung einer polaren Entwicklung der betriebswirtschaftlichen Fachperspektive ausgeklammert, engt sich die Fragestellung ein auf die Alternativen „Führungslehre“ oder „Managementlehre“ als mögliche Entwicklungsrichtungen der Betriebswirtschaftslehre. Für beide gilt mit Hans Ulrich Ähnliches wie für die Betriebswirtschaftslehre selbst: Sie ist heute eher ein „multidisziplinäres Konglomerat als eine klar konzipierte Wissenschaft“ (Ulrich, Entwicklungstendenzen S. 31).

Der Ausdruck „Managementlehre“ wird mit dem der Führungslehre weitgehend synonym verwendet. Während jedoch dem Begriff der „Führung“ zumeist ein personenbezogener Aspekt anhaftet, fehlt dem Ausdruck „Management“ dagegen... dieser personenbezogene Aspekt; „gemanaged“ werden nicht Menschen, sondern Institutionen“ (Ulrich, Management S. 133). Mit Hans Ulrich (Management S. 136) wird dann Management als das *Gestalten*, d. h. das Entwerfen eines Modells einer Institution anhand angestrebter Eigenschaften, *Lenken*, d. h.

das Bestimmen von Zielen, das Festlegen, Auslösen und Kontrollieren zielgerichteter Systemaktivitäten und das *Entwickeln*, d. h. die Evolution durch Mutation und Selektion gesellschaftlicher Institutionen zum Inhalt der Betriebswirtschaftslehre. Während die Führungslehre sich durch ihre Hinwendung zum personalen Aspekt vorwiegend den *verhaltenswissenschaftlichen* Ansätzen geöffnet hat, steht die Managementlehre vorrangig unter dem Einfluß *systemorientierter* Ansätze.

In diesem Wandel des Faches bildet sich ein Dreiecksverhältnis von ökonomischen, entscheidungs-, verhaltenswissenschaftlich- und System-orientierten Erkenntnisinteressen heraus, in dem sich vereinfachend eine Bipolarität des Faches erkennen läßt: Während ein Teil des Faches bei allen Veränderungen in der Fokussierung des Ökonomischen im wesentlichen der traditionellen Paradigmalinie treu bleibt, beschreitet ein anderer Teil den Weg zu einer verhaltenswissenschaftlich orientierten Führungslehre und zu einer systemorientierten Wissenschaft vom Management.

„...läßt die jüngste Entwicklung der Betriebswirtschaftslehre eine Hinwendung dieser Disziplinen zur angelsächsischen Managementlehre erkennen. Nur wenige betriebswirtschaftliche Fachvertreter sind freilich bislang bereit, daraus die Konsequenzen zu ziehen und die Betriebswirtschaftslehre explizit als Führungslehre zu bezeichnen.“ (Kirsch, Führungslehre S.22)

Die einen bleiben dabei dem Topos der Einheit der Wirtschaftswissenschaften treu – die institutionelle Verankerung der Betriebswirtschaftslehre bietet hierfür in der Tat vielfältige unterstützende Argumente. Sie betonen die weiter vorhandene Tragfähigkeit neuerer wirtschaftswissenschaftlicher Ansätze für die betriebswirtschaftliche Forschung. Gleichzeitig unter-

nehmen sie jedoch Abstecher „im Jagen und Sammeln“ in andere Disziplinen, wie vor allem die Mathematik, die Rechts- und die Verhaltenswissenschaften. Die anderen „stricken“ derweilen fleißig an einer Führungs- oder Managementlehre, indem sie den Grundstock einer Interdisziplin legen. Fredmund Malik (Elemente S.40) deutet die sich abzeichnende Spaltung der Lehre an, wenn er bemerkt:

„Vieles spricht dafür, die Managementlehre als eigenständig und als etwas völlig anderes zu verstehen, als zumindest die dominierende deutschsprachige Betriebswirtschaftslehre darstellt, die sich zu einem großen Teil noch immer als im wesentlichen wirtschaftswissenschaftliche Schwesterdisziplin der Ökonomie darbietet.“

3. Die Betriebswirtschaftslehre als Führungslehre oder Wissenschaft vom Management

Ob sich aus der gegenwärtigen bipolaren Übergangsphase die *gesamte* Betriebswirtschaftslehre zu einer Führungslehre oder einer Wissenschaft vom Management weiterentwickeln wird, darf bezweifelt werden. Aber denken wir dies als Alternative einmal an. Werner Kirsch beurteilt diese Entwicklung recht optimistisch, wenn er zur Einleitung seines Buches „Die Betriebswirtschaftslehre als Führungslehre“ schreibt:

„Die Betriebswirtschaftslehre befindet sich auf dem Weg zur Führungslehre.“ (8)

Im Systemansatz von Hans Ulrich und der St. Gallerer Schule spiegelt sich am deutlichsten die Intention, die Betriebswirtschaftslehre in einer Wissenschaft vom Management aufgehen zu lassen. In einer interdisziplinären Lehre von der Gestaltung, Lenkung und Entwicklung zweckgerichteter Institutionen der

menschlichen Gesellschaft drückt sich die spezifische Erkenntnisperspektive des Systemansatzes aus. Dabei wird der Objektbereich ähnlich wie bei Pack (Rentabilität S. 76) nicht auf die Führung von wirtschaftlichen Betrieben beschränkt, „... sondern auch die Führung von öffentlichen Betrieben und Verwaltungen, Kirchen, Parteien, Gewerkschaften, militärischen Einheiten, privaten Haushalten usw.“ untersucht.

„Im Unterschied zu den meisten Autoren der Managementlehre, welche ihre Aussagen auf privatwirtschaftliche Unternehmungen beziehen, fassen wir den Objektbereich, der eine Managementlehre interessieren muß, viel weiter auf; er umfaßt alle zweckgerichteten Institutionen der menschlichen Gesellschaft.“ (Ulrich, Bezugsrahmen S. 1)

D. Erhalten der Einheit des Faches durch eine Betriebswirtschaftslehre als Management wirtschaftlicher Institutionen?

Für die weitere Entwicklung stellt sich die Frage, ob sich die Betriebswirtschaftslehre, wie dies Hans Ulrich fordert, entweder selbst zur Managementlehre – unter Aufgabe des Primats ihrer ökonomischen Erkenntnisinteressen und ihrer Fachbezeichnung – entwickeln oder die Managementlehre sich von der Betriebswirtschaftslehre lösen wird. Derzeit sehe ich eher eine starke Bewegung in Richtung auf das Usurpieren des Managementfeldes bei gleichzeitiger Beharrung eines Teils des Faches auf seinem ökonomischen Pol. Dies dürfte langfristig zum Auseinanderreißen von Betriebswirtschaftslehre und Managementwissenschaft führen.

Eine Chance, Betriebswirtschaftslehre und Managementlehre als Einheit zu erhalten, sehe ich bei einer Aufrechterhaltung einer weiten Erkenntnisperspektive und einer gleichzeitigen Einengung des be-

trachteten Objektbereiches auf Betriebe und Unternehmungen in ihrem Auftrag, die Güterversorgung für den Markt zu organisieren. Da es sich hierbei nach allgemeinem Konsens um eine wirtschaftliche Aufgabe handelt, ist es legitim von seiten der Betriebswirtschaftslehre, das Management derartiger Institutionen, also Organisationen und Märkte zu untersuchen und zu lehren.

Die Erkenntnisperspektive einer derart umfassenden Betriebswirtschaftslehre als Managementlehre des Gestaltens, Lenkens und Entwickelns ließe sich dabei auf solche Institutionen einschränken, die als „produktive soziale Systeme“ Leistungen für den Markt erstellen (Ulrich, System), also Güter produzieren (*Betriebe, Unternehmungen*) und solche, die zwischen diesen den Gütertausch abwickeln (*Märkte*). Die tradierte Formel des Inhalts der Betriebswirtschaftslehre als das Wirtschaften *in* und *zwischen* Betrieben wäre leicht abgewandelt haltbar: *Lenken, Gestalten und Entwickeln von Institutionen der Wirtschaft*. Die Betriebswirtschaftslehre würde damit eine außerordentliche Breite ihres Erkenntnisinteresses gewinnen, die sich von einem ökonomischen Rationalprinzip als „ökonomischem Reduktionstrichter“ im Sinne Hans Ulrichs weit entfernen würde. Gleichzeitig würde sie jedoch bei der allgemein gehaltenen Erkenntnisperspektive „*Management*“ funktionell ihren „Scheinwerfer“ (Kirsch, Führungslehre S. 285) nicht mehr auf alle denkbaren institutionellen Phänomene richten, sondern in zwei Säulen des Faches die Institution *Betrieb* und *Unternehmung* einerseits („*institutionelle Organisationslehre*“) und die Institution *Markt* („*Marktlehre*“) andererseits betrachten. Betriebswirtschaftslehre wäre dann eine tradierte Kurzbezeichnung einer *Managementlehre von Betrieben und Märkten als wirtschaftliche Phänomene*.

Die damit angestrebte *Einengung auf der Objektebene* wäre sicherlich weniger bedeutsam, als sie auf den ersten Blick erscheint. Sie hätte jedoch eine Reihe von Vorteilen, zu denen vor allem auf der Objektebene gehört, daß sie verhindert, daß Management-Betrachtungen über die Einbeziehung *aller* denkbaren Institutionen zu *abstrakt* werden. Diese Gefahr ist der Alternative einer sich vom Tradierdisziplinären abspaltenden Managementwissenschaft inhärent, wenn gilt, daß je höher das gewählte Abstraktionsniveau ist, desto größer die Isomorphie der Strukturen und Prozesse von Systemen wird. Weiter ließe sich die etablierte *Bezeichnung* „Betriebswirtschaftslehre“ mit einiger Rechtfertigung auf diesem Wege *halten*.

E. Fazit

Sehen wir in einem pragmatischen Fach unseren wissenschaftlichen Auftrag darin, über das Erkennen und Lehren dem Manager bei der Gestaltung von wirtschaftlichen Institutionen Lebenshilfe zu geben, so müssen wir uns zu einer der beiden dargestellten Alternativen der Entwicklung des Faches bekennen. Beide Wege erscheinen mir realistisch, beide haben Argumente, die für sie sprechen, führen aber auch zu Konsequenzen, die weniger begrüßt werden dürften.

Die „große Lösung“ der Emanzipation einer interdisziplinären Managementlehre hält einerseits vielfältige fruchtbare Impulse für beide fachlichen Pole bereit. Sie entspricht zudem den Synthesenotwendigkeiten etablierter Disziplinen im Zeitalter eines „Age of Synthesis“ (James Conant). In ihr verbirgt sich aber auch die Gefahr nicht nur objektferner Generalisierungen ihrer Aussagen, sondern auch des Nabelschnurrisses zum Wissens-

und Erfahrungsbestand des Managements ökonomischer Institutionen, wie er in der Tradition der Betriebswirtschaftslehre erarbeitet wurde: Führt ein Zerreißen zwischen beiden Polen, das durch die Hinwendung eines ökonomischen Erkenntnisinteressen verpflichteten Betriebswirtschaftlichen Faches zur Volkswirtschaftslehre einerseits und zu interdisziplinären Fragestellungen des Managements von Systemen andererseits ausgelöst wird, nicht gerade an erkenntniskritischen Nahtstellen zu einer Kluft eines sich neu entwickelnden disziplinären Denkens? Wirft es nicht Schnittstellenprobleme auf, die dem Erkenntnisfortschritt wenig dienlich sein werden? Zudem wäre für den Pol der Managementlehre die gegenwärtige Fachbezeichnung „Betriebswirtschaftslehre“ völlig unzweckmäßig, das Beschäftigungssystem müßte erst generationenübergreifend an das neue Ausbildungsangebot und den neuen Titel seiner Absolventen gewöhnt werden, wobei die Akzeptanzfrage nahezu offen ist.

Demjenigen, der diesem nicht unproblematischen Weg eher skeptisch gegenübersteht, sei jedoch die Bipolarität unserer gegenwärtigen Betriebswirtschaftslehre, ihre – wie ich meine – innere Zerrissenheit entgegengehalten, die durch die Alternative einer Betriebswirtschaftslehre als Management von wirtschaftlichen Institutionen eigentlich mehr zugedeckt als überwunden wird. Dieser Weg eines Erhaltens der Einheit des Faches erscheint mir nur gangbar zu sein, wenn die beiden Pole in einen fruchtbaren Wettstreit um die Weiterentwicklung des Faches eintreten, was bislang nicht erfolgt ist: Wo bleibt der von Kuhn als Voraussetzung des wissenschaftlichen Fortschritts hochgelobte Wettstreit der Paradigmen um ihre Durchsetzung in der Betriebswirtschaftslehre im Sinne von Eugen Schmalenbachs „*Scientia militans*“?

Ich meine, wir sollten den Weg zu einer Managementwissenschaft weiter beschreiben; denn es ist eine faszinierende Aufgabe, das interdisziplinäre Terrain einer Managementwissenschaft auf der Grundlage der Systemtheorie, die für mich den dafür tragfähigsten Ansatz verkörpert, zu entwickeln und die Geburt eines eigenen Faches aus einem etablierten zu erleben und dabei mit verschiedenen Kräften mitgestaltend zu helfen. Vielleicht folgen dann auch die anderen eines Tages auf diesem Weg, und die Einheit eines Faches wird wiederhergestellt.

Quellenverzeichnis

Kirsch, Werner: Die Betriebswirtschaftslehre als Führungslehre. München 1977.

Kuhn, Thomas S.: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt a. M. 1967.

Malik, Fredmund: Elemente einer Theorie des Managements sozialer Systeme. In: Grundlegung einer allgemeinen Theorie der Gestaltung, Lenkung und Entwicklung zweckorientierter sozialer Systeme. Hrsg. von Hans Ulrich u. a. Diskussionsbeiträge des IfB, St. Gallen 1984, S. 31–101.

Nicklisch, Heinrich: Organisation. Der Weg aufwärts. 2. Aufl. Stuttgart 1922.

Pack, Ludwig: Maximierung der Rentabilität als preispolitisches Ziel. In: Zur Theorie der Unternehmung. Festschrift zum 65. Geburtstag von Erich Gutenberg. Hrsg. von H. Koch. Wiesbaden 1962, S. 73–135.

Schanz, Günther: Wissenschaftsprogramme der Betriebswirtschaftslehre. In: Allgemeine Betriebswirtschaftslehre. Bd. I: Grundlagen. Hrsg. v. E. X. Bea, E. Dichtl u. M. Schweitzer. Stuttgart 1982.

Schweitzer, Marcell: Der Gegenstand der Betriebswirtschaftslehre. In: Allgemeine Betriebswirtschaftslehre. Bd. I: a. a. O., S. 1–29

Spinner, Helmut F.: Theoretischer Pluralismus. Prolegomena zu einer kritizistischen Methodologie des Erkenntnisfortschritts. In: Sozialtheorie und soziale Praxis. Hrsg. v. Hans Albert. Meisenheim am Glan 1971, S. 17–41.

Ulrich, Hans: Die Unternehmung als produktives soziales System. Bern und Stuttgart 1968.

Ders.: Entwicklungstendenzen der Managementlehre. In: Konzepte und Methoden der Unternehmensführung. Hrsg. v. Emil Brauchlin. Bern und Stuttgart 1981, S. 19–32.

Ders.: Management – eine unverstandene gesellschaftliche Funktion. In: Mitarbeiterführung und gesellschaftlicher Wandel. Die kritische Gesellschaft und ihre Konsequenzen für die Mitarbeiterführung. Hrsg. v. Hans Siegwart und Gilbert J. B. Probst. Bern und Stuttgart 1983, S. 133–152.

Ders.: Skizzen eines allgemeinen Bezugsrahmens für die Managementlehre. In: Grundlegung einer allgemeinen Theorie der Gestaltung, Lenkung und Entwicklung zweckorientierter sozialer Systeme. Hrsg. von Hans Ulrich u. a. Diskussionsbeiträge des IfB, St. Gallen 1984, S. 1–30.



Mit den besten Empfehlungen

Hotel Kübel

6300 GIESSEN · BAHNHOFSTRASSE – WESTANLAGE · RUF 06 41/7 70 70* · TELEX 4 821 754

*70 Betten mit jeglichem Komfort, alle Preislagen
Das ganze Haus ist schallisoliert * Im Herzen der Stadt
5 Minuten Fußweg zur Kongresshalle und zum Bahnhof
Günstigste Verkehrsanbindung an die Autobahnen * Ausreichende Parkplätze
Unmittelbar bei den Kaufhäusern, Boutiquen und Geschäften
Restaurant „Ludelsack“ * Séparée „Kaminstübchen“
Konferenz- und Gesellschaftszimmer für Empfänge und Feiern
Optimale Kommunikation in unserem Seminar- und Schulungszentrum „Akademie“
Ein Haus der Vernunft für den selbstbewußten Gast
Das Zuhause für den Individualisten*

So können Sie eine Lücke in Ihrer Alters- versorgung schließen:



Wenn Sie mehr als 5.400 DM monatlich verdienen („Beitragsbemessungsgrenze“), reicht die staatliche Rentenversicherung nicht aus, Ihren Lebensstandard im Alter zu erhalten.

Mit unserem Pensions-Sparplan schließen Sie diese Lücke. Ihr Geld wird je zur Hälfte auf Sparkonto und in Anteilen unseres Immobilien- oder Rentenfonds angelegt. Das bringt eine hohe Rendite.



Wer z. B. ab 30 monatlich 200 DM einzahlt, kann sich ab 60 monatlich 1.750 DM auszahlen lassen. Und das 20 Jahre lang! (Die derzeitige Spareinlagenverzinsung und die bisherigen Anlageerfolge unseres Grundwert-Fonds zugrundegelegt.)

Weitere Einzelheiten und Vorzüge dieser neuen Altersvorsorge erklären Ihnen gern unsere Berater.

Dresdner Bank

Säkularisierung des deutschen Theaters

Die deutsche Theaterkultur wird in vielen Ländern der westlichen Welt mit Eifersucht betrachtet. Dafür gibt es gute Gründe. Was man bewundert, ist der Stellenwert des Theaters im Rahmen der allgemeinen Kultur; die Intensität des Theaterlebens und seine institutionelle Kontinuität; die grandiose Subventionierung, die das Theater unabhängig von den kommerziellen Zwängen macht; das Niveau und die Quantität der Fachliteratur.

Die Eifersüchtigen scheinen nicht zu wissen, daß die auffallenden Vorteile auch ihre Kehrseite haben; die privilegierte Stellung des deutschsprachigen Theaters (und unsere Beispiele sollen auf das westdeutsche Theater begrenzt bleiben) hat zu einer erhabenen Erstarrung und zu einem Konservatismus des ganzen Theatersystems geführt. Das bleibt nicht ohne Auswirkung auf das Publikum.

Es gibt die bekannten historischen Gründe für diese Entwicklung. Sie liegen im höfischen Ursprung der heutigen Staats- und Stadttheater; der fürstliche Autokratismus der Kleinstaaten war einmal ein progressiver Faktor. Das Theater in Deutschland war eine Art weltlicher Tempel der Fürsten, ehe es zum Tempel des Bildungsbürgertums wurde. Diese historische Konditionierung ist bis heute spürbar, obwohl das Bildungsbürgertum sich nach dem letzten Krieg in einer postindustriellen, amorphen *middle class* aufgelöst hat, wie sie Botho Strauß so überzeugend in seinen Stücken porträtiert.

Das moderne Konzept des Bildungstheaters, einst eine brillante Idee des aufsteigenden Bürgertums, ist so tief in das deut-

sche Kulturbewußtsein eingewurzelt, daß sogar Brecht keine Gründe sah, es zu revidieren. Das oft beklagte Ausbleiben einer bürgerlichen Revolution in Deutschland hat viel damit zu tun. Peter Handke war der erste, der den Anachronismus des deutschen Bildungstheaters erkannte und denunzierte. Seine Brecht-Kritik ist schon aus der postmodernistischen Position geschrieben, das betrifft auch seine Sprechstücke. Handkes Radikalität aber wurde damals, als er sie Mitte der 60er Jahre artikulierte, in Deutschland nicht erkannt. Erst jetzt stellen sich durch die Schockwirkung des neuen amerikanischen Theaters (Robert Wilson, Meredith Monk) und solcher Künstler wie Pina Bausch oder George Tabori erste Anzeichen der Verunsicherung in Sachen Bildungstheater auch in der Bundesrepublik ein. Diese Verunsicherung betrifft den Stellenwert des Autors, des Textes, des Spielers, und, *last but not least*, des Zuschauers. Mit anderen Worten, das Theaterverständnis kann nicht mehr mit einer Tautologie auskommen. Die Aufforderung, die von der Entwicklung der mehr urbanen, nicht durch die Tradition eingeschüchterten amerikanischen Theaterarbeit ausgeht, läßt sich, vereinfacht, in einigen Begriffspaaren charakterisieren, die ich im folgenden nennen werde. Sie kennzeichnen das Auftauchen einer postmodernistischen Theaterästhetik.

Schriftsteller versus Hersteller des Textes

Texte für das Theater sind nicht mehr „geschrieben“, sondern hergestellt: getippt,

collagiert, zusammenmontiert; von den Spielern durch die Strategien des Psycho-drama erpreßt; zu einer Klangmatrix (konkrete Dichtung) reduziert, usw. Was sich in solchen Arbeiten artikuliert, ist mehr ein *Es*, ein *Id* als ein *Ich*, ein *Ego*. Der Autor, „der Dichter“, wird langsam zum Anachronismus, er ist kein „wer“ mehr, sondern „was“, ein Medium.

Werk versus Text

Die Integrität des Werkes als „*Opus*“ erscheint als prae-kritisches, naives Konzept, nicht mehr haltbar angesichts der computerinduzierten, aus spielerischer Kombinatorik entstandenen Texte. Stücke für das Theater sind keine „Dramen“ mehr, sondern Produkte des Additions-spiels. Wie in Jandls *Aus der Fremde*, entsteht der Spieltext aus der Addition der Zeilen („alles andere/sei praktisch sitzkunst“). Texte gebären wieder, generieren Texte, ungeachtet der traditionellen Genre-Schranken. Robert Wilsons Spieltext für *Death Destruction & Detroit* an der Berliner Schaubühne war von Rudolf Hess' und Albert Speers Memoiren auf eine dem Publikum nicht auffallende Weise entlehnt; die Theaterarbeit von Pina Bausch, *Arien*, war aus dem Image der Oper erwachsen. Brechts Diktum, daß das Wort des Dichters nicht heiliger sei, als es wahr ist, ist nicht auf Texte anwendbar, die das Wort nicht mehr als zentrales Gestaltungsprinzip erkennen. Gertrude Stein benutzte einen Absatz als kleinste semantische Einheit des Textes; Robert Wilson wendet ein ähnliches Verfahren an; Jandl komponiert in Zeilen.

Die Botschaft versus Selbstbedienung

Das zum Spieltext reduzierte Werk vermittelt keine Botschaft mehr, die Sinnbe-

stimmung bleibt dem Leser beziehungsweise dem Zuschauer überlassen. Das Theater wirkt nicht mehr als Ort der Belehrung, sondern als neutraler Raum für symbolische Kommunikation.

Die Vorliebe so vieler Theaterleute für die nicht-theatralische Architektur (Filmstudios, Zelte, Sportstadien, Fabrikhallen etc.) ist als Flucht vor der ideologiebeladenen, tradierten Symbolik der Theaterbauten als Kunsttempel, Edukationsanstalten, Statussymbole etc. zu verstehen. Die tradierten Konnotationen der Theaterarchitektur werden von einigen Neuerern subversiv für die Schockwirkung benutzt; Robert Wilson und Pina Bausch beispielsweise produzieren in traditionellen Räumen.

Darsteller versus Performer

Die tradierte Auffassung des Darstellers im bürgerlichen Sprechtheater ist von dem neuen, viel umfassenderen und legereren Konzept ersetzt worden. Gefragt in Deutschland, ob sie sich mehr als Musikerin oder als Tänzerin verstehe, antwortete Meredith Monk einfach: Ich verstehe mich als „performing artist“. Nach dem bravourösen Auftritt von Otto Sander in Wilsons DD&D als Steptänzer lamentierte Peter Iden, der so heruntergekommene Großdarsteller werde wohl niemals mehr den Weg zurück zu großen Rollen finden können. Die einst auf ihren linken Egalitarismus stolze Schaubühne zeigte sich nicht bereit, die von Robert Wilson von der Straße weg engagierten Spieler in gleicher Höhe wie ihre Berufsschauspieler zu bezahlen, obwohl sie doch die gleiche Arbeit leisteten. Das schon längst in den bildenden Künsten akzeptierte Konzept „Kunstgegenstand als gefundenes Objekt“ – als *Object trouvé* – hat sich im deutschsprachigen Theater noch nicht durchgesetzt.

Aufführung versus Performance

Das Konzept der Aufführung (des literarischen Textes nämlich) wird unterminiert durch die antithetisch auftauchende *Performance*-Praxis, die ihre Quelle im Spieler und nicht im Text hat und die sich nicht in einen literarischen Text zurückübersetzen läßt, d. h. grundsätzlich unzüchtbar bleibt. Das bedeutet aber auch das Ende der Interpretationsästhetik im Theater.

Die Widersprüche, die das tradierte Konzept des bürgerlichen Bildungstheaters unterminieren und als nicht zeitgemäß enthüllen, werden immer mehr sichtbar. Ein langwieriger und widerspruchsvoller Prozeß der Säkularisierung des deutschsprachigen Theaters durch Anpassung an die Postulate der post-modernistischen Ästhetik hat erst begonnen. Dieses Theater will seine privilegierte und bisher kaum jemals ernsthaft in Frage gestellte Position als Bildungstempel nicht ohne Kampf aufgeben. Es beharrt darauf, Botschaften zu vermitteln, obwohl es längst keine mehr hat; es will die Sinngebung nicht dem Zuschauer überlassen, es besteht noch immer auf einer Interpretation für den Zuschauer. Eine paternalistische Haltung, die ihre Entsprechung in vielen deutschen politischen Auffassungen hat: Theater als Lehre und nicht als Erfahrung, Theater für die Bildungsuntertanen und nicht für die pluralistisch und souverän Denkenden.

Die letzte Dekade hat viele Beispiele für die Konflikte auf dem Wege zu der unvermeidlichen Säkularisierung des Theaters auch in Deutschland gebracht. Die Berliner Schaubühne, beispielsweise, unternahm ermutigende Schritte in Richtung eines Raumtheaters (*environment theater*). Ich meine die Aufführung von WIE ES EUCH GEFÄLLT, WINTERREISE (im Olympiastadion), Brentanos RUDI

(im Hotel Esplanade). In dem Shakespeare-Stück, das in Spandauer Studios inszeniert wurde, genoß das Publikum am Anfang der Aufführung die Freiheit der Bewegung durch die Studioräume. Bald aber wurde es in dicht zusammengefügte Stühle gezwängt. Den Rest des langen Abends galt die Freiheit der Bewegung in dem grandiosen Raum nur den Schauspielern. Die räumliche Emanzipation des Zuschauers (die im Theater auch ideologische Emanzipation bedeutet), die Wahl der bewertenden Perspektive nämlich, hat sich in diesem Falle als *humbug* herausgestellt. Der Zuschauer ist wieder auf der Schul/Kirchbank des ihm so vertrauten Bildungstheaters gelandet. Auch die fortgeschrittensten Bühnen Deutschlands haben es nicht leicht, auf die alte Gewohnheit einer Ansprache „*ex cathedra*“ zu verzichten. In dem früheren Projekt der Schaubühne, *Shakespeares Memory*, geriet das Raumtheater zum Museum – also schon wieder zu einem Edukationsprojekt. Auch die berühmte Arbeit der Schaubühne, die *Orestie des Aischylos*, brachte mit einer Aufhebung der Trennung von Bühne und dem stuhllosen Parkett noch keine Befreiung des Zuschauers von der aufgezwungenen Perspektive. Es wurde vielmehr noch radikaler geknechtet: Unbeweglich und unbequem auf dem Boden hockend, wurde er zu einem Versatzstück für die sich freibewegenden Akteure. Der Drang zum Raumtheater, der die post-modernistische Ästhetik charakterisiert und Ausdruck einer Emanzipierung des Zuschauers zum souveränen Mitgestalter des Theaterereignisses ist, artikulierte sich hier auf eine pervertierte Weise als Verstärkung des autoritären Theateranspruchs.

Das deutsche Sprechtheater bleibt noch immer ein Interpretations-Regietheater, d. h. die Sinngebung ist ausschließlich dem Regisseur überlassen. Die Staatstheater

wurden zum Schauplatz für Duelle gewissermaßen von Kreuzrittern, von autoritären Regisseuren, die nach wie vor daran glauben, den Zuschauer unterweisen zu können. Diese restaurative Tendenz beherrscht noch das Bild. Sie wird in Frage gestellt von Theaterleuten wie George Tabori, Pina Bausch oder von gelegentlich in Deutschland arbeitenden Amerikanern wie Meredith Monk und Robert Wilson. Taboris *Untergang der Titanic* (nach H. M. Enzensberger) in München war ein Beispiel für eine Arbeit des Gegentrends, die keine Regieinterpretation anstrebt, sondern eine Pluralität individueller Interpretationen, die von den Spielern kommen, zusammenorchestriert. Antiautoritäres Verhalten den Spielern und den Zuschauern gegenüber – die Voraussetzung eines nicht „theologischen“, säkularen Theaters – gehört in der Bundesrepublik noch zu den Raritäten. In Meredith Monks epischer Oper *Vessel* konnten die Schauspieler der Schaubühne sich ihre Rollen, die sie spielen wollten, selber schaffen. Das Übergreifen des Theatergeschehens auf die Straße ist auch ein Schritt in Richtung einer Theatersäkularisierung ebenso wie die Herstellung einer urbanen Freiheit des Dabei-Seins oder Nichtdabei-Seins für den Zuschauer. Diese Freiheit gibt es nicht in der *Camera obscura* des konventionellen deutschen Theaters, insbesondere nicht im gängelosen Reihensparkett. Daraus erklärt sich die Frustrie-

rung des durch Kulturtempel-Architektur eingeschüchterten Publikums, das seine Wut über eine langweilige Aufführung nur an der Garderobe, beim nicht immer zivilisierten Kampf um die Mäntel, entladen kann.

So wie das Publikum es schwer hat, aus einer vorprogrammierten Rolle des Bildungsuntertans auszubrechen und sich in viele spezialisierte Publiken aufzulösen, so schwer haben es auch die Schauspieler in den wenigen freien Gruppen. In dem Theaterprojekt von Augusto Fernandes, *Camouflage* – genannt „Theaterwerkstatt als Prozeß“ –, sah man weniger Prozesse als Resultate der Prozesse. Ich interpretiere es als kulturbedingt: Die Deutschen haben im Leben wie auf der Bühne wenig Mut zur Spontaneität; das bezieht sich auch auf politische „Spontis“. Der paralyisierende Hang zum Gekonnten, Vollendeten ist sozusagen vorprogrammiert in der Theaterkultur des Landes. Ein Vergleich mit den sogenannten alternativen Theatern in den Vereinigten Staaten veranschaulicht die existierenden Differenzen. Die Impulse, die das deutsche Theater in den 60er Jahren von dem Living Theatre, in den 70er Jahren von Robert Wilson erhalten hat, haben seine unvermeidliche Säkularisierung in Gang gesetzt. Aber es wird noch lange dauern, ehe sich dieser Trend gegen die restaurativen Tendenzen der etablierten Theaterkultur behauptet.

Die Moderne als Herausforderung

Zum Wissenschaftsbegriff der Kunstgeschichte

Die Situation

Die Entwicklung der modernen Kunst und die Entwicklung der Kunstgeschichte als Wissenschaft haben sich nahezu im gleichen Zeitraum abgespielt: nämlich im wesentlichen während der letzten einhundert Jahre. Jacob Burkhardt beispielsweise, eine der wichtigsten Begründungsfiguren unseres Faches, gehörte zur Generation der sog. Impressionisten. Dennoch wird man kaum sagen können, daß diese Gleichzeitigkeit auch eine Zeitgenossenschaft gewesen wäre. Die Kunstgeschichte verstand sich meist als eine rückwärtsgewandte, als eine historisch-antiquarische Disziplin, wofür sie gute Gründe benennen konnte. Als Historie glaubte sie sich von der Kunstentwicklung der eigenen Zeit jeweils in Distanz halten zu *müssen*, um so entschiedener, als die künstlerischen Neuerungen mehr und mehr befremdeten und einen an der Tradition gewonnenen Kunstbegriff zu sprengen drohten. Inzwischen ist die Moderne ihrerseits in die Jahre gekommen, ist historisch, ja klassisch geworden und damit eigentlich in die Perspektive historischer Bearbeitung gerückt. Es zeigt sich aber nun, daß die jeweilige Abstinenz von der Kunst der eigenen Zeit nicht nur einen Berg historischer Materialien angehäuft hat, sondern daß ein Verständnis des Neuen an der Moderne mit dem alten Bewußtsein überhaupt nicht zu erreichen ist. Zwar gibt es in den letzten Jahren mehr und mehr Versuche, auch die Moderne zu *historisieren*. Die Versuche, sie zu *verstehen*, d. h. zu *aktualisieren*, stecken dagegen erst

in den Anfängen. Die Herausforderung der Moderne besteht daher in einer systematischen Aufgabe, sie zwingt zu einer Revision des Bewußtseins und d. h. einer Revision der Grundlagen unseres Faches. Es sei denn, wir würden uns mit der Rolle von Archivaren der Moderne begnügen. Tendenzen dazu liegen vor. Ich möchte ihnen mit Entschiedenheit widersprechen.

Es zeigt sich nämlich, daß die Herausforderung der Moderne nicht nur in der Nacharbeitung einer verdrängten Zeit besteht, sondern generell das betrifft, was man mit einem modisch gewordenen Ausdruck das Selbstverständnis unseres Faches nennen kann. Die Herausforderung anzunehmen, heißt eine Chance wahren, nämlich die Kunstgeschichte endlich in die Lage zu versetzen, die ungeheuer tiefe Verständnislücke zwischen den neuen Kunstwerken und dem Publikum zu verkleinern, wenn nicht zu schließen. Es hat den Anschein, als ob die häufig zitierte Krise der Kunst eine Krise der Rezeption und keine Krise der künstlerischen Produktion sei. An der Lebendigkeit der Kunstentwicklung fehlt es keineswegs, es fehlt an der Fähigkeit, diesem Leben verstehend zu entsprechen. Mehr noch: Die moderne Kunst hat in einem Maße die Grenzen unserer Erfahrungen, unseres Vorstellungsvermögens, unserer Sinnlichkeit und nicht zuletzt auch unserer Begriffe erweitert und verschoben, von dem wir bis zum heutigen Tage kein adäquates wissenschaftliches Bild besitzen, nicht zu reden von der Fähigkeit, damit selbstverständlich umgehen zu können. Die Chan-

ce der Kunstgeschichte besteht darin, aus der Gleichzeitigkeit mit der Moderne eine produktive und kritische Beziehung zu machen. Kriterien zu entwickeln, den gestörten Stoffwechsel zwischen dem in den Werken gespeicherten Erfahrungsgehalt und dem davon abgetrennten Betrachter wieder in Gang zu bringen. Was ihre Wirkungen anbelangt, ist es in vielem so, als wären die Kunstwerke der letzten Generation gar nicht entstanden. Sie sind zwar materiell da (in Museen, Büchern und Ausstellungen), aber so, als gehörten sie zu einer anderen Welt als der unseren.

Die wissenschaftliche Produktivität besteht nicht in einer neuen Spezialisierung, in der Begründung einer Art Zeitgeschichte in Analogie zur allgemeinen Historie, vielmehr besteht sie in der Möglichkeit eines revidierten Begriffes von Geschichte und darin, die Kunst ernst zu nehmen, d. h. ihren Erkenntnisgehalt zu akzeptieren und zu erschließen. Wir leben als Historiker nur dann in einem adäquaten Selbstverständnis, wenn wir beachten, daß die historischen Wissenschaften selbst historisch sind. Das hat man ihnen oft als Makel angekreidet. Positiv gewendet, heißt das jedoch, daß sich unser Gegenstand, die Kunst, in jeder Generation erneuert, und daß die Kunstgeschichte ihre Aufgabe darin hat, diese permanente Erneuerung ihres Stoffes als eine permanente Bereitschaft zur Revision ihrer Grundlagen aufzugreifen, um ihrem Ziel gerecht zu werden, nämlich die Erfahrung von Kunst in ihrer historischen Vielfalt zu erschließen. Ich schweige über die theoretischen Gründe, die für dieses Vorgehen sprechen, u. a. wäre die schlichte Forderung nach der Konsistenz unserer Begriffe zu nennen: Denn nur dann, wenn wir die Kontinuität und Diskontinuität der Geschichte und des Kunstbegriffes darlegen können, entsprechen wir sinnvollen Forderungen an ein wissenschaftliches Vorge-

hen. Es kann deswegen keine separate Geschichte der Moderne geben, sondern eine Geschichte der Kunst, welche die Moderne einschließt, und die nicht aus rätselhaften Gründen um 1850 oder 1900 vor dem weltgeschichtlichen Unfall eines „Verlustes der Mitte“ endet.

Diese Bemerkungen beschreiben andeutungsweise eine innerwissenschaftliche Diskussion. Sie hat aber darüber hinaus eine Bedeutung für den Stellenwert unseres Faches und der Kunst im Gespräch der Disziplinen untereinander und in bezug auf die Rolle der Kunstgeschichte im öffentlichen Raume der Zivilisation, in der wir leben. Wir wissen alle, daß diese Rolle nicht nur der Kunstgeschichte, sondern der Geisteswissenschaften, festliegt, festzuliegen scheint. Ein altes Schema erweist sich noch als bestimmend. Es teilt den kulturellen Bereich in zwei Kulturen, eine des Geistes und eine der Natur mit den jeweils beteiligten Wissensformen. Jedermann glaubt im Grunde zu wissen, was er von den Geisteswissenschaften erwarten darf, wozu sie gut sind und wozu sie nichts taugen, nämlich zur hoch bewerteten materiellen Reproduktion des Lebens. In einem Zeitpunkt, an dem sich eine Krise im Bewußtsein materiellen Fortschritts global abzeichnet, ist es nicht nur erlaubt, sondern notwendig, darüber nachzudenken, ob nicht die Funktion der Kunst und mit ihr der Kunstgeschichte einer Neubeurteilung fähig ist.

Materielle und geistige Kultur befinden sich weitgehend in einem Verhältnis gegenseitigen Ausschlusses. Auf diese Verdrängung der Phantasie und ihrer genuinen Logik aus dem Bereich ernstzunehmender Arbeit hat die Kunst schon sehr früh reagiert. Die Kunstgeschichte dagegen glaubte sich vielfach eine solche Reaktion ersparen zu können. Sie hat sich dadurch nur noch weiter an den Rand gerückt, sie hat eingestimmt in ihre Kom-

pensionsrolle. Polemisch, aber kaum karikierend gesprochen: Wenn die Kunst etwas ist, das *nach* der eigentlichen, Erkenntnis erweiternden Arbeit folgt, zum Ausgleich für deren Deformationen, dann ist auch die mit der Kunst befaßte Wissenschaft eine *Feierabendwissenschaft*. Sie trägt, so gut sie kann, zur gepflegten Unterhaltung bei, gehört letztlich in den Bereich der Hausmusik. So sehr man das schätzen mag: Kunst und Kunstgeschichte so zu *unterschätzen*, bedeutet die Verschleuderung von Erfahrungen und Einsichten (von Humanität), die wir uns – nicht nur um willen der Kunst selbst – sondern um willen eines entwickelten und sinnvollen Lebens *aller* nicht leisten können. Die Kunst hat gegenüber ihrer Verdrängung deutlich reagiert. Wie, wird zu zeigen sein. Es waren zumeist Gegenrealitäten, mit denen sie auf eine Welt von Apparaten, von Effizienz und Funktionalität antwortete, Gegenrealitäten, in denen die in der materiellen Zivilisation nicht entfalten Dimensionen menschlichen Lebens geformt werden, z. B. die ungestaltete Emotionalität, eine Wahrnehmung von Raum und Zeit außerhalb der physikalisch geprägten Modelle u. v. mehr. Wir wissen, nicht zuletzt auch durch die Wissenschaften selbst (z. B. Medizin), wie wichtig diese Dimensionen für eine Identitätsbildung und eine humane Realisierung der eigenen Möglichkeiten sind. In der Kunst haben sie stets ihren Ort behalten. *Haben sie das wirklich?*

Mit dieser Frage nähern wir uns der eigentlichen Demonstration, um die es geht, nämlich einem Versuch, an zwei Beispielen der Moderne den positiven Gehalt ihrer Herausforderung wenigstens zu skizzieren. Es ist keine theoretische Diskussion beabsichtigt, weil auch diese wiederum eine Abstraktion einschliesse, nämlich das Absehen von den konkreten, nachvollziehbaren Erfahrungen, die an modernen

Werken zu machen sind. An zwei Beispielen, einem aus der Frühzeit der Moderne und einem aus dem jüngst vergangenen Jahrzehnt, möchte ich die Erfahrungen kurz erläutern, um daraus dann einige Konklusionen für den Wissenschaftsbegriff der Kunstgeschichte zu ziehen.

Zwei Fallstudien:

I. Cézanne: Montagne Sainte Victoire

Das vorliegende Bild, die Montagne Sainte Victoire, Zürich/Kunsthhaus (zwischen 1904 und 1906 entstanden), erscheint auf den ersten Blick nicht geeignet, jene Überforderung zu bestätigen, welche das Verhalten gegenüber neuer Kunst bestimmt, und die Negativität vor Augen zu führen, welche die Kunst als Antwort gegenüber einer fremden und lebensfeindlichen Realität gesucht hat. Es scheint noch eine Art Trost der Gegenständlichkeit zu enthalten, sich mit einer schön gebliebenen Natur zu befassen; man erkennt wieder: eine Landschaft – damit ist der Stachel der Fremdheit gezogen. Eine solche Reaktion ist berechtigt, aber sie bleibt leer. Sie weicht vor einer anschaulichen Arbeit zurück, einer Arbeit der Erkenntnis, die erst Auskunft zu geben vermag, welche Art von Deutung der Realität das Bild eigentlich bietet. Bestätigt der Künstler den Eindruck einer vorgewußten Gegebenheit, illustriert er mit dem Bilde, was wir im Grunde schon wissen? Leistet die Malerei eine gekonnte Variation von etwas bereits Erkanntem (dieser Landschaft), oder verfügt sie über eigene, nur ihr zugehörige Erkenntnismöglichkeiten? Eine Bestätigung des schon immer Gewußten liegt doch offenbar nur dann vor, wenn ich mich mit der kurzen Auskunft zufrieden gebe, die in der Angabe „Montagne Sainte Victoire“ besteht. Lasse ich mich dagegen auf



das Gemalte ein, bemerke ich merkwürdige Unstimmigkeiten, die aus einer sich vordrängenden Fleckenstruktur resultieren, lange bevor ich etwas wiedererkenne, stoße ich auf ein Gefüge von Farb- und Formelementen, die selbst wichtiger zu sein scheinen als das, was sie sichtbar machen. Sie verweisen auf sich selbst, mindestens in gleichem Maße, wie sie etwas bezeichnen. Betrachte ich gar jedes Element für sich, zeigt sich, daß es völlig die Auskunft darüber verweigert, was es meint. Das einzelne Element schweigt. Ein jeweiliges Grün oder Braun oder Ocker sitzt eher im Bilde wie das Muster im Teppich. Hinzu kommt, daß zwischen einzelnen der „tâches“ unbestimmte weiße Stellen auftauchen, als handle es sich überhaupt um eine unbeendete Arbeit. Die Abfolge einzelner Flecken ist dagegen geeignet, so et-

was wie einen Bereich von Natur zu verbildlichen: eine Wiese, einen Abhang oder dergleichen. Zudem bilden solche Sequenzen von Farbformen Geflechte, die das Bild als ein Gefüge stabilisieren, seiner Offenheit, der Tendenz der Auflösung, entgegenarbeiten. Cézanne meinte dazu gesprächsweise: „Das muß zugleich kreisen und sich gliedern“, die Struktur muß dicht und flüssig zugleich sein, Gleichgewicht halten und Bewegung fühlen lassen.

1. Sehen und Wiedererkennen

Was wir bislang getan haben, ist etwas sehr Einfaches: Wir folgten dem Sehen und nicht dem begrifflich orientierten Wiedererkennen. Befremdlich und der weiteren Klärung bedürftig erscheint die Existenz autonomer, aber bedeutungslo-

ser Elemente, die im Bildkontext als Durchgangsstationen eines sich herauskristallisierenden Bildsinns fungieren. Dieser Bildsinn, dessen Gehalt wir noch nicht kennen, resultiert in jedem Falle aus einer Aktion des betrachtenden Sehens, nämlich der geeigneten Verbindung der Farb-Form-Elemente zu einem Gefüge, das sich selbst meint und darin – rätselhafterweise – dann auch so etwas wie Landschaft vor Augen stellt. Zur Bedeutung gelange ich als Betrachter nicht durch den Vergleich des Dargestellten mit einem dem Bilde gegenüber äußeren Bezugsrahmen (der das Aussehen der Natur vorschematisiert), sondern durch einen Prozeß, der das Bild selbst als eine eigene Gesetzlichkeit auffaßt, die keiner bestehenden Welt nachgearbeitet ist, aber dennoch so etwas wie die Erfahrung von Natur einschließt.

Die Struktur des Bildes ist ein Gefüge aus vor-gegenständlichen Elementen: Jedes einzelne Element ist schlicht ein Farb-Form-Gebilde. Darin genügt es sich jedoch nicht, sondern seine eigentliche Bestimmung liegt darin, eine Matrix zu sein, aus der sich Bedeutung generieren läßt. Die durch die bildnerischen Mittel erzeugte Bildstruktur ist indifferent hinsichtlich der Ähnlichkeit mit etwas, was wir schon wissen (nämlich wie die Montagne Sainte Victoire ausschaut). Sie ist *vorgegenständlich*, d. h. aber auch, sie negiert und destruiert die herkömmliche Sicht auf Natur, die – so verschieden sie bei jedem von uns sich bilden mag – doch als ein Zusammenhang *von Gegenständen im Raum* beschrieben werden kann. Befindet sich dann Cézannes Bergkegel, das im Vordergrund erkennbare Haus nicht auch in einem, dem realen Raume nachgebildeten Raum? Unser Sehen gibt uns eine andere Antwort. Dingstrukturen ergeben sich aus dem flachen, teppichartigen Bildmuster, sie haben ihren Ort nicht *im Raum*, sondern in

einer die Bildebene erfüllenden Matrix bedeutungsleerer Einzelemente. Die Bild-Dinge erscheinen nicht in einem ihnen vorgeordneten Raum, sondern in einer Modulation von Farben und Flächenstücken, aus der sie sich allererst herausbilden. Wichtig ist an dieser Stelle nicht nur, daß sich damit die Räumlichkeit völlig verändert, sondern daß ich im Grunde das abstrakte (besser: vorgegenständliche) *Bildmuster* und den *Bildsinn* (Berg, Hang etc.) *zugleich und in einem wahrnehme*. Was den Raum anbelangt, so hat er die befremdliche Eigenschaft, nicht klar nach Nähe und Tiefe zu scheiden: Ich kann im Einzelfall gar nicht angeben, ob ein Element gegenüber einem anderen weiter vorn oder tiefer liegt, so wie ich es auf einem Teppich auch nicht vermag. Allerdings mit dem gewichtigen Unterschied, daß sich hier ein Raum eigenen Typs herausbildet, der fluktuert, voller Ambivalenzen und Umkehrungen steckt, sich zugleich flach und tief erweist. Der Verzicht auf die stabilisierende und abschließende Kraft des Konturs ist dafür ein zusätzliches Indiz. Des weiteren kann ich nicht mehr sagen, daß sich die Raumstruktur von der Gegenstandsstruktur unterscheiden ließe (wie das für traditionelle Malerei weitgehend galt). Mit dem Raum bilden sich die Dinge heraus, mit seinen Fluktuationen verändern sie sich weiter.

2. *Natura naturans – natura naturata*

Wir haben es also mit einer Räumlichkeit zu tun, die wir empirisch so nie erfahren können, denn zu empirischem Raum gehören Mindestbestimmungen, wie die der Unterscheidbarkeit von Nähe und Ferne, von vorn und hinten, gehört der einheitliche Standpunkt, die Möglichkeit, Ding und Raum auseinanderhalten zu können. Cézanne ermöglicht uns eine Erfahrung, die ich überhaupt nur machen kann, wenn

ich mich auf dieses Bild einlasse, eine Erfahrung, die uns nur die Malerei zu erschließen vermag. Es wäre auch ganz unzureichend, diese Erfahrung nur als Störung unserer Alltagswahrnehmung zu beschreiben, denn erkennbarerweise repräsentiert das Bild ja nichts Ungefähreres oder Verkehrtes. Es ist selbst in einem hohen Maße präzise, zeigt seinerseits das *Ganze einer Wirklichkeit*, das, worin sie Bestand hat (die Ordnungsfaktoren) und das, woraus sie entsteht (die Bewegungsfaktoren). Die reale Dingwelt ist nicht zu einem illusionären Phantom verdünnt. Sie hat eine eigene Festigkeit, einen eigenen Bau, von dem Rilke sagte – übrigens einer der ersten, die Cézannes künstlerische Eigenart und ihre fundamentale Bedeutung durchschauten – diese Bildlichkeit sei „einfach unverteilbar in ihrer eigensinnigen Vorhandenheit“. Alle Bilder Cézannes bekunden, obwohl ihre Motive der Umwelt (in diesem Falle der Landschaft der Provence) entnommen sind, eine Unberührbarkeit und den Bereich genuiner Erfahrungen. (So gesehen, ist die Antwort Cézannes auf das 19. Jahrhundert radikal. Sie reicht weiter als eine oberflächlich sozialkritische Malerei oder eine Malerei, die durch direkte Appelle, durch Themen wirken möchte).

Wir sind dabei, dieses Genuine ein Stück weit zu klären. Zu ihm gehören weitere Qualitäten, die ich kurz andeuten möchte. Wir sind gewohnt, sehend Eigenschaften der Dinge an ihrer Oberfläche abzulesen, z. B. den Glanz auf der plastischen Gestalt einer Frucht. Diese Qualität, wie alle anderen, kommen *an* den Dingen vor. Die neuzeitliche Philosophie hat dafür seit Descartes die Unterscheidung zwischen primären und sekundären Sinnqualitäten eingeführt, solchen, die Meßbares betreffen (Gestalt, Ausdehnung, Gewicht) und solchen der nicht fixierbaren Sinnlichkeit (wie Glanz, Farbigkeit, Hell-Dunkel usw.).

Den Vorrang der unwandelbaren Gestalt vor dem Erscheinungshaften an ihr, dem eigentlich Sinnlichen, hat auch eine wichtige Traditionslinie der Malerei seit der Renaissance akzeptiert. Cézanne trennt sich von diesem Konzept einer Unterscheidung eines festen Dinges von seinen Eigenschaften. Man kann diese Differenz überhaupt nicht mehr in Anschlag bringen.

Eigenschaften repräsentiert er nicht, sondern er veranschaulicht sie im gleichen Maße aus der vor-gegenständlichen Bildstruktur. Das grüne Licht der Ebene oder die blau-violette Erscheinungsqualität von Berg und Himmel sind ebenso primäre Qualitäten wie alles andere. Mehr noch, Cézanne malt überhaupt nicht mehr die Oberfläche von Dingen, weil er Dinge nie von den Elementen trennt, denen sie ihre Erscheinung verdanken. Er malt deswegen aber auch nicht das Innere von Dingen, gewissermaßen mit Röntgenblick. Die für unseren Erkenntnisbegriff fundamentale Unterscheidung von Außen und Innen wird wohl ein erstes Mal in der Moderne insgesamt hinfällig. Die für unsere theoretische Tradition wie für unseren alltäglichen Erfahrungshaushalt konstitutive Unterscheidung von Schale und Kern, von festem Ding und wechselnden Eigenschaften verschwindet. Eine Veränderung von Eigenschaften würde in Cézannes Natur eine Veränderung des gesamten Gefüges mit sich führen; für den Bereich der Empirie eine ganz unmögliche Annahme, die in diesen Bildern Realität gewinnt. Bewegung, wie man sie aus dem Motiv von Landschaften sonst ablesen kann (beispielsweise aus der Relation von Wolken zu Land, aus der Gestalt von Bäumen udgl.), Bewegung ist hier auch kein zeitlicher Vorgang zwischen Dingen und damit im *Raum*, sondern sie ist ein Vorgang, der sich als Relationsbildung zwischen vorgegenständlichen Elementen

herausgestaltet hat. Mit der Zeitstruktur, die der Betrachter im Sehen aufnimmt, bildet sich der Bildsinn insgesamt heraus, sie ist ein konstitutives Ereignis, eine Spannung, die das ganze Bild erfüllt, und keine Ortsbewegung zwischen bereits vorhandenen Dingen.

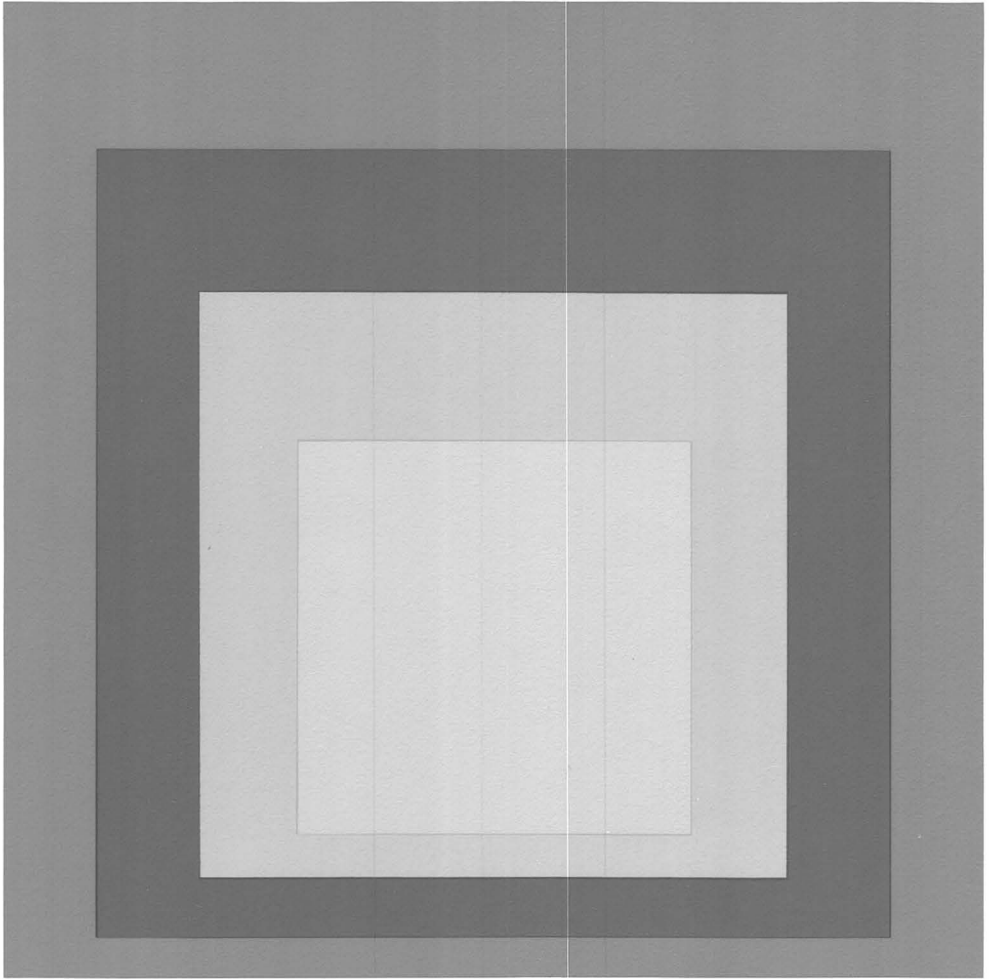
Zeit bekundet sich nicht als nachträgliches Ereignis in einer fertigen Bildkonstellation, sondern als vorgängige Konstituante, als ein Ereignis in dem, was wir die "Matrix" nannten. Cézannes Bilder sind so gesehen immer (und unabschließbar) dabei, ihren Bildsinn auszubilden, sie enthalten den morgendlichen Charakter einer Weltenfrühe, in der sich das Sich-bilden der Dinge ereignet, das Licht, in dem die Dinge erst ans Licht treten. Dieses Licht hat natürlich nichts mit einer jeweiligen Tageszeit zu tun: Es bedeutet nicht, die Montagne Sainte Victoire am Morgen, vielmehr handelt es sich um das Licht einer Schöpfung, die dem Bild selbst angehört, insofern es das Potential seines Bildsinns und diesen Bildsinn *zugleich* enthält.

Landschaftsbilder sind Naturdarstellungen. Man glaubt zu wissen, was damit gemeint ist, wenn man sie sieht. Sicherlich ist dieses Wissen auch gegenüber traditionellen Landschaften sehr brüchig, für Cézanne um so mehr. Fragen wir uns nun, was der genuine Erkenntnisgehalt dieses Bildes ist, inwiefern hier Malerei ein eigenwertiges Erkenntnisorgan darstellt, dann muß eine Antwort darauf gegeben werden, was in diesem Bilde die Beschaffenheit von Natur ausmacht. Sie ist mit dem, was wir gemeinhin dafür halten, ganz unvergleichbar. Denn weder ist sie die Summe der Dinge noch die Summe der z. B. physikalischen Kräfte, die zwischen Dingen wirken, auch nichts Meta-physisches hinter der Dingwelt, sondern sie ist der Prozeß einer Entstehung von Gegebenheiten, und zwar so, daß ich zugleich und unabtrennbar voneinander das Entstehen

und das Existieren der Dinge wahrnehme. Die Formel von einer *natura naturans*, die zugleich *natura naturata* ist, wurde dafür gebraucht. Freilich ist sie, wie Formeln meist, nur dann etwas wert, wenn ich sie nicht für die Sache halte, sondern für einen Hinweis. Denn das Zugleich-Sein von *natura naturans* und *natura naturata* kann ich konkret nur erfahren, wenn ich mich auf den anschaulichen Vorgang konzentriere, den mir das Bild anbietet, ich habe diese Erfahrung nur im Medium der Malerei. Cézannes Natur wäre demnach eine solche, in der Sein und Werden identisch gesetzt sind und als diese Identität unmittelbar erfahren werden können. Wo, in der sog. empirischen Realität, wo in den Wissenschaften, so kann man fragen, ist diese Erfahrung konkret so zu machen?

II. Josef Albers: Hommage to the Square

Cézanne als Modellfall für unsere Überlegungen zu wählen, ist auch von der Rolle her gut begründet, die er für die weitere Entwicklung gespielt hat. Der Sache nach ist klar, daß die Thematisierung der autonomen Bildstruktur unmittelbar zu dem führen mußte, was man die Abstraktion genannt hat. Cézanne ist so zu einem der Väter der Moderne geworden über längst gut beschriebene Stationen wie den Kubismus, die sog. Fauves (z. B. der frühe und der späte Matisse) bis zur entschieden abstrakten oder konkreten Malerei der verschiedensten Ausprägungen. Dies nachzuweisen kann hier nicht meine Aufgabe sein. Es genügt, sich die Konsequenz der Bilderfahrung in Cézannes Montagne Sainte Victoire vor Augen zu halten, um zu einer inzwischen fast ebenso klassischen Position überzugehen, die jetzt ohne Gegenstandssubstrate arbeitet und wie sie in der monumentalen Bilderserie der „Eh-



rungen an das Quadrat“ von Josef Albers vorliegt. Diese Serie ist zwischen 1950 und 1975 in vielen Formulierungen entstanden, aus denen ich eine auswähle.

Auch hier wählen wir den gleichen Zugang über die Arbeit des Sehens, die uns über den toten Punkt einer Verweigerung hinwegführen soll, die das Bild gegenüber den Sinnerwartungen des Betrachters zur Geltung bringt. Diese Verweigerung formuliert sich z. B. darin, daß der Betrachter nichts weiter zu erkennen glaubt als eine Spielerei mit Farben und Formen (langweilig dazu). Von Erfahrungen oder Erkenntnissen, wie kann hier überhaupt davon gesprochen werden?

Es geht wiederum nicht darum, eine möglichst facettenreiche Interpretation zu liefern und das Bild in seiner ganzen Komplexität auszudeuten. Es geht um etwas viel näher Liegendes: nämlich die Komplexität des Bildes überhaupt zugänglich zu machen, zu zeigen, daß so etwas wie Erfahrungen ermöglicht wird.

Jeder Betrachter kann zunächst eine einfache Unterscheidung nachvollziehen: Er kann das Bild als eine Sache betrachten (dieser Größe, dieses Formgefüges, dieser Farbmaterie etc.), und er kann auf die *Wirkung* achten, die aus diesen sachlichen Voraussetzungen entspringt und mit ihnen *nicht identisch* ist. Diesen Widerspruch zwischen Bildfaktum und Bildwirkung zu *sehen*, bedeutet einen entscheidenden ersten Schritt auf dem Wege zur Bilderfahrung. *Wie* sehe ich den Widerspruch, und *warum* ist er von Bedeutung? Dazu genügt kein bloßes Umherschauen auf den Bildern. Ich muß mich vielmehr einer Anstrengung unterwerfen, nämlich meinen Blick auf das Zentrum des Bildes richten und ihn dort stillstellen und konzentrieren. Diesem fixierten Auge öffnet sich eine Merkwürdigkeit. Was eben noch *Sache* war: Nämlich diese bestimmte Farbfolge, in dieser Anordnung ineinan-

dergeschachtelter Formen, beginnt sich zu bewegen. Die einzelnen Farbfelder gehen ineinander über, bilden virtuell zylindrische Formen. Die starre und flache Ebene des Bildes und die Sequenz der Quadrate können anschaulich nicht als *eine* Gegebenheit festgehalten werden. Sie treten in einen Widerspruch, der sich in Bewegungsimpulsen verrät. Der Widerspruch bedeutet, daß die scheinbar feste Ebene des Bildes zu pulsieren vermag, daß sich die schematische Eindeutigkeit der Bildgeometrie konkav und konvex verändert, Verhältnisse zustande bringt, die den konstruktiven Bildkalkül (diese Geometrie der Quadrate) dementieren. Das Konstruierte bzw. Geometrische erweist sich auf eine intrikate Weise lebendig und bewegt. Die virtuellen Vertiefungen, Zylinderformen, Ausbuchtungen sind dabei stets an eine zeitliche Verlaufsform gebunden. Ich besitze diese Wahrnehmungen nur im Verlauf, die Zeit erweist sich als Raum, der Raum als Zeit.

Zeitraum oder Raumzeit: Beide Ausdrücke umschreiben nur die Identität, die im Blick erfaßt werden kann. Eine *Identität*, die freilich von der bei Cézanne erreichten in ihren konkreten Bedingungen denkbar verschieden ist. Es gehört zu den initialen Erfahrungen, die man gemacht haben muß, wenn man diese Bilder verstehen will: daß unter dem ruhig gestellten, starrenden Auge sich die Farbe plötzlich zu bewegen beginnt, lebendig wird, als sei sie selbst ein Lebewesen. Ist sie denn in Wahrheit nicht ein Lebewesen? Schon an Cézannes Bild konnten wir die plasmaartige Qualität des Bildgefüges beschreiben, aus der sich der Bildsinn ausdifferenziert (in Analogie gleichsam zum Protoplasma, aus dem sich das organische Leben herausbildet). Man muß an diesen Punkt gelangt sein, das selbständige Leben der Farbe zu erfahren, um zur Faszinationskraft dieser Bilder und ihrem Erfahrungs-

gehalt überhaupt einen Zugang zu finden. Daß die physikalisch *tote* Farbe durch das Bild umspringt in *anschauliches* Leben, das versteht sich weder von selbst noch hat es etwas mit Formalismus, Sinnleere oder ästhetischer Dekoration zu tun. Es ist auch etwas anderes als Augentrug, denn ich sehe *Bildfaktum* und *Bildwirkung* zugleich, die Bedingungen der Veränderung wie die Veränderung selbst sind in einem wahrnehmbar. Das hat mit optischer Illusion jedenfalls nichts zu tun. Eher ist es eine Art Rätsel oder Paradox, in dem aber die eigentümliche Erkenntnisbedeutung dieser Malerei liegt. Um diese Erfahrung zu machen und in dieser spezifisch sinnlichen Qualifikation, dazu brauchen wir die Malerei. Metaphorisch gesprochen: Das Bild macht mir erfahrbar, wie Totes lebendig wird (das Pigment in Farb- und Formbewegung übergeht) – ich glaube, dieses Faktum künstlerischer Tätigkeit ist in seiner Bedeutung keiner besonderen Würdigung mehr bedürftig. Wo sonst wären Menschen so mächtig und in gleichem Maße so bei sich selbst und bei der Realität wie hier?

Schlußfolgerungen

Wir waren davon ausgegangen, auf die Herausforderung der Moderne zu reagieren, möglicherweise eine produktive Antwort der Wissenschaft zu finden. Wie wirkt sich der Zwang zur Überprüfung unserer Erkenntnisvoraussetzungen aus, und in zweiter Linie: Worin besteht die Bedeutung der in der Kunst enthaltenen Erfahrungen? Die erste Konklusion läßt sich aus einer Reflexion auf das ziehen, was wir in der Analyse der beiden Bilder dem Ansatz nach schon getan haben. Ich muß diese Ergebnisse in sehr verkürzter Form beschreiben und fasse sie in zwei Punkten zusammen:

1. Die Kunstgeschichte hat ihr Ziel nicht primär in der Vermehrung von Wissen. Die Sicherung aller Daten ist eine vorbereitende Arbeit, als solche notwendige Voraussetzung. Das Ziel dagegen besteht in der Klärung, Darlegung und Freisetzung der Erfahrungsprozesse und der Erkenntnisstrukturen, welche die Werke beinhalten. Sie muß dem Leben und dem Sinnüberschuß der Werke entsprechen, ihn nicht begraben. Den Stoffwechsel zwischen Erkenntnisangebot und dem Erkennenden in Gang bringen und ihn als einen jeweiligen, das heißt als eine Gestalt der Historie, beschreiben. Dieses dynamische Element beschreibt übrigens auch die englische Wissenschaftsbezeichnung des „Criticism“ (im Unterschied zu „Science“).

2. Die Kunstgeschichte kann nicht davon ausgehen, daß es außerhalb der Kunstwerke einen festen und eindeutigen Referenzrahmen gibt, von dem aus sich der Sinn der Werke erschließt. Die ausschließliche Rückführung der Bilder auf bildexterne Bestimmungen ist ein reduktionistisches Konzept, welches den Kunstcharakter und damit den Erkenntnisgehalt unterbietet. Nach einem solchen Konzept wäre die Kunst „in Wahrheit“ nichts anderes als ein Bild der sozialen Lage, einer geistesgeschichtlichen Situation oder der Neurosen ihres Verfassers. Kunst ist nicht Spiegel der Geschichte, sie illustriert nicht, bildet nicht ab, sondern ist ihrerseits ein Erkenntnisorgan. Als solches (mit jeweils eigener Logik und eigenen Regeln) ist das Kunstwerk Bestandteil der Geschichte. Kunst ist auch historisch gesehen eine produktive Antwort auf Realität, nicht ihr Reflex. Das schließt eine Umakzentuierung gängiger Interpretationsverfahren wie z. B. Ikonografie, Sozialgeschichte u. a. ein. Schließlich bedeutet es auch (davon konnte hier gar nicht die Rede sein) einen verbesserten Zugang zur Kunst der

sog. Tradition. Auf die andere Frage nach der Bedeutung des Erkenntnisgehaltes der Kunst für unsere Kultur möchte ich jetzt nicht eingehen (sie erforderte zusätzliche Überlegungen). Wohl aber können wir uns ein schwieriges, letztlich vielleicht aber realistisches Ziel setzen: den Er-

kenntnisgehalt und die Erfahrungen der Kunst in das Gespräch einer gespaltenen Kultur wieder einzuführen. Die Ausbildung zu einer optischen Kultur – an der Kunst – könnte sich als ein Beitrag dazu erweisen. Keine Frage, daß wir eine solche Kultur des Auges nötig haben.

In eigener Sache

Entgegen der bereits an die Mitglieder der Gießener Hochschulgesellschaft versandten Vorankündigung wird das Sommerfest in Rauischholzhausen nicht am 22. Juni, sondern am 6. Juli 1985 stattfinden.

Gießener Hochschulgesellschaft

Besuchen Sie die GAIL Bauherren-Ausstellung.



Gail-Ausstellung mit 600 qm Fläche,
Montag bis Freitag 8.00–17.00 Uhr, Samstag 8.30–13.00 Uhr geöffnet,
Erdkauter Weg 40–50, D-6300 Giessen 1, Tel. 06 41/70 35 14,
Lieferung und Berechnung über den Fachhandel.

Schönheit in Vielfalt.

Gail
Architektur-Keramik

Kleine Bäume für Süßkirschen – eine Herausforderung an die Pflanzenzüchtung

Vorbemerkung

Die Ausführungen geben einen allgemein gehaltenen Überblick der vor 20 Jahren am Institut für Obstbau (jetzt Institut für Pflanzenbau und Pflanzenzüchtung II – Obstbau und Obstzüchtung –) der Justus-Liebig-Universität Gießen begonnenen Züchtungs- und Forschungsarbeiten zur Entwicklung neuer, verbesserter Unterlagen für Süßkirschen. Zahlreiche wissenschaftliche, technische und gärtnerische Mitarbeiter waren und sind an diesem angewandten Projekt beteiligt und haben durch ihre Beiträge seine Durchführung ermöglicht. Für ihre langjährige wissenschaftliche Tätigkeit bin ich zu besonderem Dank verpflichtet: Frau Priv.-Doz. Dr. Hanna Schmidt, 1964–1976 (seitdem Bundesforschungsanstalt für gartenbauliche Pflanzenzüchtung, Ahrensburg), Herrn Prof. Dr. Walter Feucht, 1967–1976 (seitdem Lehrstuhl für Obstbau, Technische Universität München, Freising-Weihenstephan), Herrn Prof. Dr. Helmut Jacob, 1970–1978 (seitdem Institut für Obstbau der Forschungsanstalt Geisenheim), Frau Dr. Sabine Franken-Bembenek, 1978–1984. Aus redaktionellen Gründen muß auf eine vollständige Liste der Veröffentlichungen verzichtet werden, sie ist in den zweijährig erscheinenden Forschungsberichten enthalten. Im Rahmen des Projektes durchgeführte Diplomarbeiten und Dissertationen werden im Text mit Namen des Autors, Kennzeichnung der Arbeit (Dipl./Diss.) und der Jahreszahl angegeben. Angaben ohne Jahreszahl bedeuten, daß die Arbeit noch nicht abgeschlossen ist.

Fährt man mit der Bahn oder dem Wagen von Gießen nach Wiesbaden, sieht man in der Wetterau Obstwiesen mit großen, hochstämmigen Bäumen – Äpfel vor allem, einige Birnen, viele Süßkirschen am Ockstädter Hang oder zierliche Pflaumenbäume in der Feldmark aufgereiht, wie bei Grünigen. Hat man den ostwärtigen Taunusrand umrundet, ändert sich plötzlich der Charakter der Pflanzungen. Die Apfel- und Birnenbäume sind klein, 2 bis 3 m hoch. Sie stehen sehr dicht an Pfählen oder Drahtrahmen. Ihre Äste gehen waagrecht ab und

biegen sich unter der Last der Früchte. Die Süßkirschen sind hier – wie sonst überall – nur als sehr große Bäume vertreten. Warum sind die Apfelbäume im Krifteler Gebiet so klein und die Bäume auf den Obstwiesen so groß? Die Ursachen liegen in den verschiedenen Unterlagen, auf die die Bäume in der Baumschule veredelt wurden.

Der Obstbaum – eine zusammengesetzte Pflanze

Die Obstsorten können „echt“ nur ungeschlechtlich oder vegetativ vermehrt werden. Zöge man sie aus Samen, erhielte man wegen der starken genetischen Aufspaltung (Heterozygotie) niemals Früchte der gleichen Sorte. Seit alters her wird deshalb bei den Obstbäumen jede Sorte, die ursprünglich nichts anderes als ein Sämlingsbaum mit besonders begehrten Früchten war, auf Unterlagen veredelt. Hierbei „transplantiert“ der Baumschuler ein Triebstück mit einer oder mehreren Knospen der betreffenden Sorte auf junge, ein- bis zweijährige Bäumchen, die Unterlagen. Er „veredelt“ sozusagen durch die aufgesetzte „Edel“-Sorte einen „Wildling“. Dieser kann ein Sämling sein oder auch eine vegetativ vermehrte Klonunterlage. Beide bringen, ließe man sie wachsen, keine besonders attraktiven Früchte hervor. Nach Verwachsung der beiden Teile, die Affinität (Verträglichkeit oder Kompatibilität) voraussetzt, entsteht ein zusammengesetzter Baum. Die Baumkrone, die die Früchte reifen läßt, wird von der Sorte, der untere Teil des Stammes mit den Wurzeln wird von der Unter-

lage gebildet. In dieser Symbiose sind beide Partner physiologisch aufeinander angewiesen. Sie beeinflussen sich gegenseitig, sie wirken aufeinander ein. Hierbei ist die Wirkung der verschiedenen Unterlagen auf die Sorte besonders ausgeprägt und nachhaltig. Sie ist von großer wirtschaftlicher Bedeutung für den Anbau von Baumobst.

Wuchsreduzierende Unterlagen

Das Geheimnis der kleinen Bäume sind „verzweigende Unterlagen“, von denen es für Äpfel und Birnen zahlreiche vegetativ vermehrbare Typen und Klone gibt. Sie induzieren bei den darauf veredelten Sorten einen nur schwachen bis mittleren Wuchs, die Kronen bleiben klein. Die Erträge setzen sehr früh ein, bereits ein bis zwei Jahre nach der Pflanzung. Die Bäume sind sehr fruchtbar, d. h. während der gesamten Lebensdauer bringen sie sehr hohe Mengen an Früchten im Verhältnis zum gewachsenen Holz. Die volle Ertragskapazität (Baumgröße) wird bereits nach wenigen Jahren erreicht. Die kleinen Bäume lassen sich leicht schneiden, ausdünnen und pflegen. Die Früchte sind groß und wegen der guten Belichtungsverhältnisse viel besser gefärbt. Sie können sehr arbeitssparend vom Boden aus geerntet werden. Mit einem Wort, diese kleinen Bäume sind ökonomischer als die großen Bäume der Obstwiesen, die auf starkwachsenden Sämlingsunterlagen veredelt sind. Diese müssen nach der Pflanzung sechs und mehr Jahre wachsen, ehe sich die ersten Blüten und Früchte bilden. Dann brauchen sie nochmals viele Jahre, bis sie ausgewachsen sind und die maximale Ertragskapazität erreicht haben. Die Pflegemaßnahmen können wegen der großen Kronen nicht sehr intensiv sein. Die Ernte ist sehr arbeitsaufwendig, man braucht Leitern.

Es ist verständlich, daß heute die Erzeuger von Tafel-Äpfeln und -Birnen, die die großen Märkte Europas beschicken, kleine Bäume auf wuchsreduzierenden Unterlagen in Dichtpflanzungen bevorzugen. Sie tun das trotz der hohen Anlagekosten. Bei Pflanzdichten von 2000 Bäumen/ha – mit zusätzlichen Kosten für die Unterstützung – sind die Investitionen wesentlich höher als bei nur 100 bis 200 standfesten Hochstämmen, die aber erst nach etwa 15 Jahren ausgewachsen sind.

Es ist deshalb eine Herausforderung an die Pflanzenforschung und -züchtung, für Obstarten mit sehr großen, heute unwirtschaftlichen Bäumen nach entsprechenden wuchsreduzierenden Unterlagen zu suchen bzw. sie zu entwickeln. Zu diesen Obstarten gehört die Süßkirsche.

Anbauprobleme mit Süßkirschen

Deutschland ist ein Kirschenland mit langer Tradition. Hier und in anderen mitteleuropäischen Ländern ist die Süßkirsche – nach der Erdbeere – die erste köstliche Baumfrucht, die sich großer Beliebtheit erfreut. Trotzdem geht ihr Anbau immer weiter zurück, wohingegen der von Sauerkirschen, die überwiegend verarbeitet werden, deutlich angestiegen ist. Hierfür sind vor allem produktionstechnische Gründe verantwortlich. Sauerkirschen bilden auch auf den herkömmlichen, starkwachsenden Kirschenunterlagen relativ kleine, niedrige Kronen. Die meisten Früchte lassen sich vom Boden aus pflücken. Sie werden meist ohne Stiel gezupft. Vollmechanische Ernteverfahren haben sich für die Industrieware in vielen Gebieten durchgesetzt, so daß der Ernteaufwand niedrig gehalten werden kann.

Demgegenüber weisen die Tafelsorten der Süßkirsche viele Nachteile auf (W. Schaaf, Diss. 1967). Sie müssen mit der

Hand und mit Stiel von meist sehr hohen Bäumen von langen Leitern aus gepflückt werden. Die kleinen Früchte (6–10 g schwer) hängen nicht besonders dicht. Bei Ertragsmengen von 100 bis 150 dt/ha benötigt man rund 1800 Arbeitsstunden zum Pflücken. Der elegante Ausweg, durch Selbstpflücke die hohen Erntekosten zu vermeiden, ist wegen der Unfallgefahr in den hohen Bäumen nicht möglich. Hinzu kommt der verzögerte Ertragsbeginn (nach 5–7 Jahren) und das sehr späte Erreichen der vollen Ertragskapazität, etwa 12 bis 15 Jahre nach der Pflanzung. Weitere Schwierigkeiten bei der Produktion kommen hinzu: Süßkirschen werden gern von Vögeln gefressen, in vielen Gebieten müssen die Bäume übernetzt werden. Die wertvollsten, festfleischigen Sorten platzen, wenn es während der Reife regnet. Das ist bei uns sehr häufig der Fall; große Bäume lassen sich aber schlecht durch Folien schützen. Weltweit zeigte sich in den letzten Jahrzehnten ein verstärktes Kirschbaumsterben, für das zahlreiche Mikroorganismen allein oder in Verbindung mit ungünstigen Boden- und Witterungsbedingungen verantwortlich sind. Die gebräuchlichen Unterlagen sind besonders empfindlich gegenüber Bodenvernässung.

Viele der angeführten Schwierigkeiten im Anbau ließen sich vermeiden oder verringern, wenn Unterlagen zur Verfügung ständen, die das Wachstum der vorhandenen Sorten reduzieren, einen frühen Ertragsbeginn mit hoher Fruchtbarkeit induzieren und zu einer besseren Anpassung der Bäume an ungünstige biotische und abiotische Umweltbedingungen führen würden.

Die Arbeitshypothese

Die heute gebräuchlichen Kirschunterlagen und viele an verschiedenen Stellen ge-

prüfte Arten, Hybriden, Formen und Selektionen zeigten bisher mehr oder weniger große Mängel (D. Zylka, Diss. 1970). Sie stehen im Zusammenhang mit der erheblichen Größe der Bäume, dem späten Ertragsbeginn, den spezifischen Bodenanprüchen, der Unverträglichkeit mit bestimmten Sorten, der Sensitivität gegenüber Viren, starker Wurzelschoßbildung, mangelnder Verankerung im Boden, Überwachsung des Sortenstammes an der Veredlungsstelle, hoher Frostempfindlichkeit und anderen ungünstigen Eigenschaften der Unterlagen/Sorten-Kombinationen. In einem Unterlagen-Züchtungsprogramm erschien es deshalb ratsam und auch notwendig, von einem Ausgangsmaterial mit großer genetischer Variabilität auszugehen. Wir hatten folgende Arbeitshypothese:

In Nachkommenschaften von Artkreuzungen, deren Eltern einzelne vorteilhafte, gleichzeitig aber auch ungünstige Unterlageneigenschaften aufweisen, müßten Pflanzen vorkommen, die die gewünschten und erforderlichen Eigenschaften in Kombination besäßen.

Als Eltern für die Kreuzungen wählten wir die in Eurasien vorkommenden Kirscharten der Sektion *Eucerasus*: *Prunus avium* (Vogelkirschen, die als Unterlagen große Bäume entstehen lassen, jedoch mit allen Süßkirschensorten gut verträglich sind), *P. cerasus* (Sauerkirschen, mittelgroße Bäume, z.T. strauchartig wachsend und unverträglich mit manchen Sorten) und *P. fruticosa* (Steppenkirsche, sehr klein bleibende Sträucher mit Wurzelschoßbildung). Hinzu kamen weitere in Ostasien beheimatete, klein bis mittelgroß werdende Arten mit unterschiedlicher klimatischer Anpassung wie *P. canescens*, *P. concinna*, *P. incisa*, *P. nipponica*, *P. subhirtella* und einige ihrer Abkömmlinge und Hybriden. Diese der Sektion *Pseudocerasus* zugeordneten Arten und

Formen sind bei uns in Gärten und Parks als Ziergehölze anzutreffen.

Der erste Kreuzungszyklus

Es ist das besondere Verdienst von Hanna Schmidt und ihrer Crew, die unendlich mühsamen Kreuzungen in den Jahren 1965 bis 1971 mit nie erlahmendem Eifer bewerkstelligt zu haben. Über 800 inter- und intrasektionelle Artkreuzungen wurden durchgeführt, von denen nur 302 Fruchtansatz zeigten.¹ Insgesamt wurden mehr als 120 Tsd. Einzelblüten kastriert und bestäubt, 12 Tsd. Samen gewonnen und über 6 Tsd. Sämlinge angezogen. Die ersten zwei Kreuzungsjahre im Botanischen Garten Dortmund und in einer Samenspender-Anlage der Baumschule Küppers waren sehr entmutigend. Von 24 Tsd. bestäubten Blüten erhielten wir nur 45 Sämlinge. Nachdem die verschiedenen Arten als Kübelpflanzen zur Verfügung standen, konnten die Kreuzungen im Gewächshaus, unter Synchronisierung der Blütezeiten usw. erfolgen. Durch Prüfung der Inkompatibilität *in vitro* konnte die Zahl der erfolgreichen Kreuzungen wesentlich gesteigert werden.² Aus verschiedenen Gründen kam es bei manchen Artkreuzungen häufig zu einer frühzeitigen Abortion der Embryonen. Hierfür wurden die Möglichkeiten der Embryonenkultur geprüft und Verbesserungen erzielt (A. Abou-Zeid, Diss. 1970).

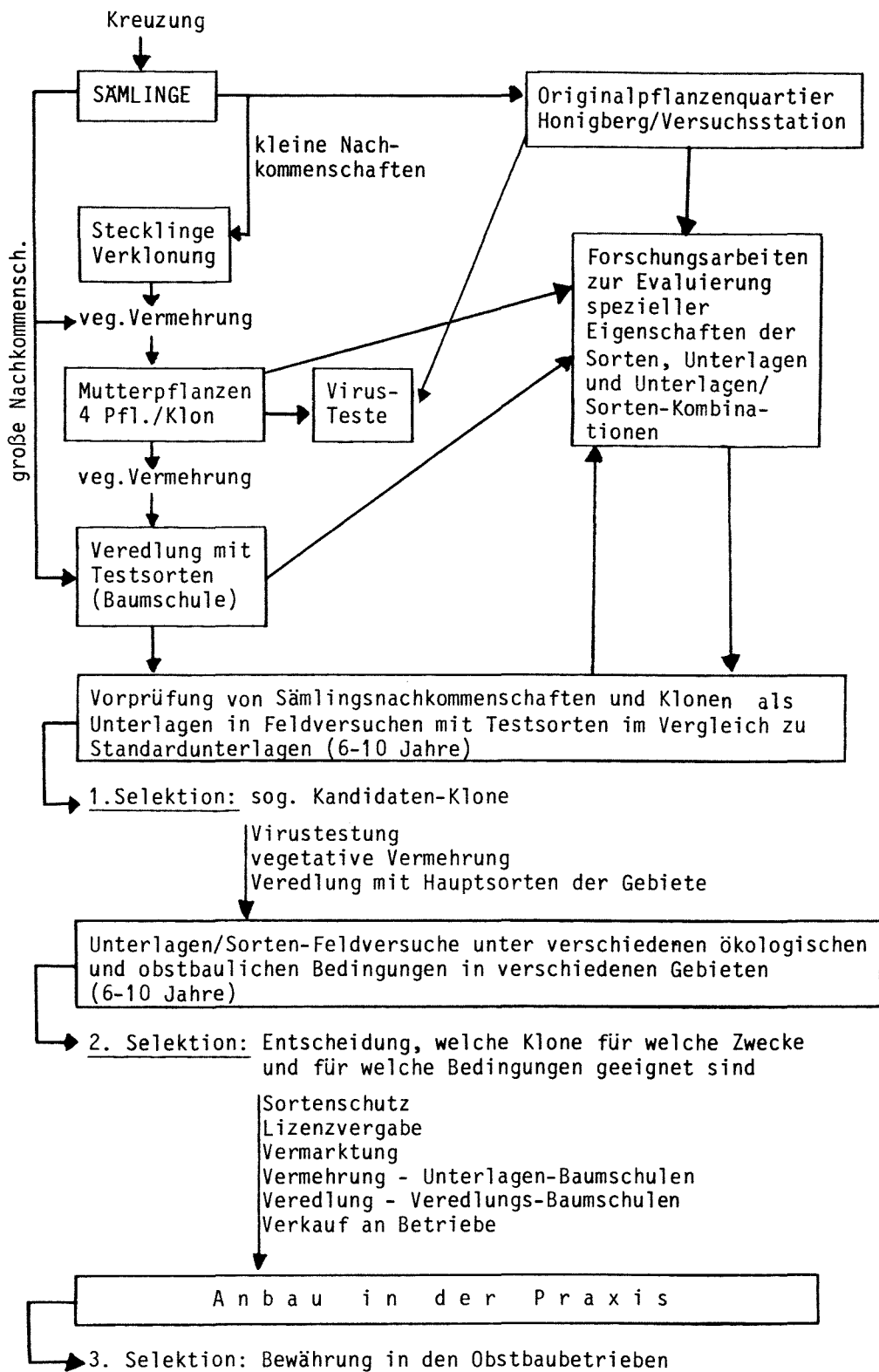
Die Selektions-Strategie

Die Unterlagenpotenzen einer Pflanze lassen sich nur indirekt ermitteln. Man muß eine Sorte darauf veredeln und diese Unterlagen-Sortenkombination dann in langjährigen Versuchen prüfen, vorausgesetzt, die gewählte Testsorte ist mit der betreffenden Unterlage kompatibel. Eine simple Rechnung zeigt den Aufwand: Für

eine Feldprüfung von 6 Tsd. Sämlingen, die mit nur einer Sorte veredelt sind, würden bei einer Baumentfernung von 5 × 4 m 12 ha Fläche erforderlich sein. Hinzu kommen die Kosten für Land, Geräte und Personal, um die in den 24 km langen Reihen stehenden Bäumen zu pflegen, zu ernten und – so die Aufgabe – zu beurteilen. Es mußte eine Selektions-Strategie entwickelt werden, die mit einem Minimum an Aufwand ein Maximum an Information bringt. Das wurde durch das in Übersicht 1 dargestellte Vorgehen – recht gut – erreicht.

Pflanzen größerer Nachkommenschaften wurden teilweise sofort mit der Testsorte veredelt. Bei kleinen und/oder wichtig erscheinenden Nachkommenschaften erfolgte frühzeitig eine Verklonung. Etwa die Hälfte aller Pflanzen der verschiedenen Nachkommenschaften wurde als Reserve und für weitere Untersuchungen in der Versuchstation im Quartier „Honigberg“ aufgepflanzt. Eine begleitende Viruskontrolle ist erforderlich, da ein Teil der Eltern nicht virusfrei war und einige Steinobstviren durch Pollen übertragen werden können.

Es sind insgesamt recht komplizierte Verfahren erforderlich, ehe eine Unterlagen-/Sorten-Kombination für die erste Vorprüfung aufgepflanzt werden kann: Bei Verwendung von Klonunterlagen muß jede Pflanze zunächst vegetativ vermehrt werden. Das dauert etwa zwei Jahre und setzt spezielle Mutterpflanzen-Quartiere und Vermehrungseinrichtungen voraus. Es folgt die Veredlung der Unterlagen und die Anzucht der Bäume, was weitere zwei bis drei Jahre in Anspruch nimmt. In der ersten Selektionsstufe auf dem Feld kann nach etwa sechs Jahren entschieden werden, ob eine Unterlage eine Verbesserung darstellt. Wegen möglicher Unverträglichkeit sind diese Kandidaten jedoch noch mit verschiedenen Sorten zu prüfen.



Übersicht I: Selektionsschema für die Prüfung und Evaluierung von Kirschhybriden auf Unterlagenpotenzen

Vor der zweiten Selektion, den Unterlagen/Sorten-Feldversuchen, ist sicherzustellen, daß die Unterlagen virusfrei sind. In dieser Stufe werden erhebliche Pflanzmengen benötigt, für deren Anzucht entsprechende Mutterquartiere vorhanden sein müssen. Nach weiteren etwa sechs Jahren der Feldprüfungen kann entschieden werden, welche Klone für welchen Zweck und für welche Bedingungen geeignet sind. Jetzt erst kann eine kommerzielle Verbreitung der Unterlagen erfolgen. Von der Kreuzung bis zur Einführung einer Unterlage in die Praxis sind etwa 25 Jahre erforderlich.

Probleme der Vermehrung und Veredlung

Ist eine Unterlage mit verbesserten Eigenschaften gefunden, wird sie durch Verklo-nen identisch reproduziert. Bei Apfel- und Birnen-Unterlagenklonen sind die Verfahren des Anhäufelns und Ablegens üblich, um bewurzelte Jungpflanzen zu erhalten. Nur sehr wenige unserer Kirschenunterlagen lassen sich auf diese Weise vermehren.³ Am leichtesten wird eine Adventivwurzelbildung an krautigen Stecklingen erreicht, deren Basis in eine 1 000 ppm IBS (= β -Indolylbuttersäure)-Lösung getaucht wird. In speziellen Vermehrungsbeeten mit Bodenheizung, Sprühnebeleuchtung und Folienabdeckung bilden die ab Ende Mai geschnittenen, beblätterten Stecklinge nach etwa vier Wochen Adventivwurzeln. In den letzten Jahren haben wir auf diese Weise rund 45 Tsd. Stecklinge vermehrt, die zu über 70% bewurzelt waren. Früher wurde eine Unterlage in erster Linie nach ihrer vegetativen Vermehrbarkeit beurteilt. Das kann zur Verbreitung von Unterlagen führen, die sich in den Obstanlagen nicht bewähren. Eine leichte Vermehrbarkeit ist selbstverständlich vorteilhaft, aber gute obstbauliche Eigenschaften am Standort sind bedeutsa-

mer. Inzwischen ist – neben den o. g. Verfahren – die Mikrovermehrung unter sterilen Bedingungen entwickelt worden. Hierdurch lassen sich viele – auch bisher schwer bewurzelbare Pflanzen – vermehren. Von uns vorselektierte Klone wurden in Weihenstephan und Ahrensburg auf diese Weise erfolgreich vermehrt. W. Meiß, Hessische Lehr- und Versuchsanstalt in Kassel-Oberzwehren, konnte an Steckhölzern dieser Klone über Winter eine Bewurzelung erzielen. Auch eine Vermehrung über Wurzelschnittlinge ist möglich (B. Schulz, Dipl. 1980). Wir haben auch Einzelheiten der Wurzelausbildung (H. Heicken, Dipl. 1984) und die Beeinflussung des Wachstums durch Applikation von Wachstumsregulatoren bei der Vermehrung (H.-D. Beuschlein, Dipl.) bei einigen Klonen untersucht.

Bei der Veredlung unserer Kirschhybriden traten zunächst erhebliche Schwierigkeiten auf. Gärtnermeister H. Breitenbücher hatte bei vielen Tausenden von Apfelveredlungen Erfolgsraten von über 90 Prozent erreicht, kam bei den Kirschen anfänglich kaum über 20 Prozent. Eingehende Untersuchungen der dafür verantwortlichen Ursachen (M.-B. Torabi, Diss. 1975) veranlaßten uns, die Veredlungstechnik zu wechseln. Bei der herkömmlichen Augenveredlung (Okulation) muß man die Rinde der Unterlage lösen, d. h. das Kambium muß aktiv sein. Da sehr große genotypische Unterschiede in der Dauer der Kambiumaktivität bei den Kirschhybriden vorliegen, ist die übliche Technik häufig ungeeignet. Bei der neuen Chip- (= Holzspan-) Veredlungsmethode ist ein Lösen der Rinde nicht erforderlich, es wird vielmehr ein Holzspan mit dem Edelaue in die Unterlage eingesetzt. Diese Technik hat sich bei uns seit vielen Jahren für den üblichen Veredlungstermin im August bewährt und bringt auch im Frühjahr gute Anwachsergebnisse.

Vorprüfungen in Feldversuchen

Bis 1984 wurden insgesamt elf Unterlagenvorprüfungen aufgepflanzt. Sie bestehen aus zwei Serien:

In der ersten Serie wurde ein repräsentativer Querschnitt der vorhandenen interspezifischen Kreuzungen geprüft. Die Aufpflanzungen erfolgten in der Versuchsstation Nidderau/Heldenbergen, zwei Parallelen stehen im Anbauggebiet von Witzenhausen. Zu dieser Serie gehört auch ein Feldversuch mit Zwischenveredlungen von verschiedenen Kirscharten (B. Glaser, Dipl. 1981) und eine Dichtpflanzung. Als Testsorten dienten „Hedelfinger“ oder „Büttners Rote Knorpel“; als Vergleichsunterlage die im Anbau verbreitete Klonunterlage F 12/1 oder Vogelkirschsämlinge.

In der zweiten Serie haben wir vor allem noch nicht getestete Geschwisterklone von solchen Hybriden verwendet, die in der ersten Serie günstige Eigenschaften aufwiesen und noch nicht getestet waren. Wir veredelten sie mit bis zu sechs Sorten, von denen einige mit Sauerkirschenunterlagen unverträglich sind. Die Aufpflanzungen erfolgten in der Bundesforschungsanstalt für gartenbauliche Pflanzenzüchtung Ahrensburg und auf Versuchsfeldern des Hessischen Landesamtes für Ernährung, Landwirtschaft und Landentwicklung in Witzenhausen/Wendershausen. In allen Feldprüfungen werden routinemäßig in jedem Jahr folgende Merkmale zur Beurteilung erfaßt:⁴

- Wuchskontrollen, d. h. das Ausmaß der Verzweigung der Bäume ermittelt an der Kronengröße, an der Stammquerschnittsfläche und andere Merkmale im Vergleich mit den Sorten auf den Standardunterlagen;
- Praekozität, das ist das Jahr nach Veredlung oder Pflanzung, in dem sich Blüten und Früchte bilden;

- Ertragsleistung und Ertragseffizienz in kg Kirschen/Baum bzw. Fruchtgewicht je Einheit Baumgröße;
- Fruchtqualität, in der Regel das Gewicht von 100 Früchten;
- Phänologie, Termine des Knospenschwellens, des Austriebs, der Blüte, der Fruchtreife (Ernte) und des Blattfalls;
- Schwellung und Überwachung des Sortenstammes oberhalb der Veredlungsstelle, die bei manchen Kirschenunterlagen sehr stark ausgeprägt sein können;
- Standfestigkeit; bei schwacher Wurzelbildung ist eine Unterstützung der Bäume durch Pfahl erforderlich;
- Blattsymptome wie Blattrollung und Blattvergilbung, die bei von der Sorte weit entfernt verwandten Hybriden häufig auftreten;
- Unverträglichkeit zwischen Unterlage und Sorte, die zu einem frühzeitigen Absterben der Bäume führen kann und bei vielen Steinobstarten vorkommt;
- Ausfälle (Mortalität der Bäume) während der Prüfzeit.

Unterlagen/Sorten-Versuche mit Kandidatenklonen

Nach sechsjähriger Vorprüfung zeigten 13 Unterlagenklone bisher nicht bekannte Wirkungen und Eigenschaften mit der Testsorte „Hedelfinger“. Es handelt sich um eine Wuchsreduktion wie bei den heute gebräuchlichen schwach- bis mittelstarkwachsenden Unterlagen des Apfels (s. Abb. 1), kombiniert mit sehr frühzeitig einsetzenden Erträgen, hoher Ertragseffizienz, großen Früchten, geringer Überwachung des Sortenstammes, wenig Schosserbildung und ausreichender Standfestigkeit bei Freiheit von Blattsymptomen.⁵ Diese bei Kirschen bisher nicht bekannten Verbesserungen ließen weitere Tests auf breiter Basis aussichtsreich er-

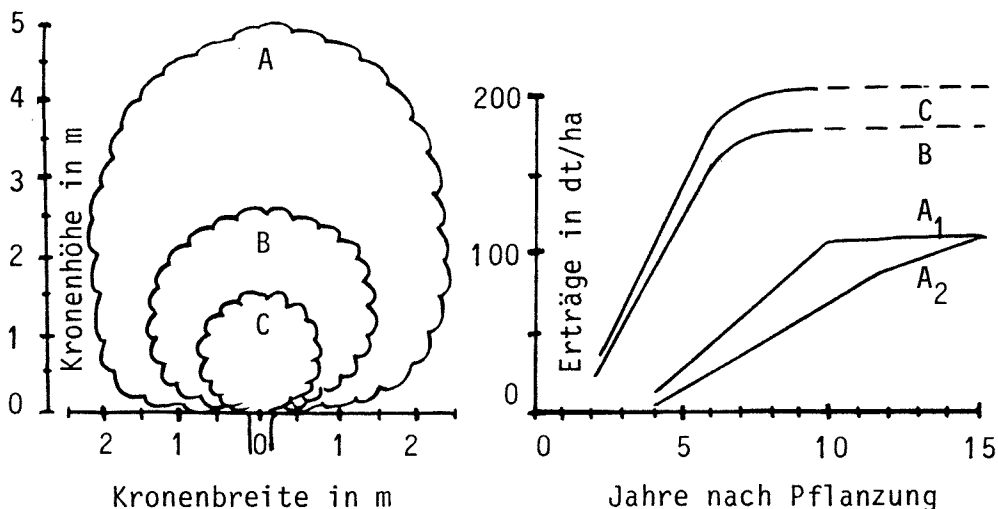


Abb. 1: Kronengrößen, Pflanzdichten und Erträge von Süßkirschen auf Unterlagen verschiedener Wuchsstärken. – Links: Größe der Baumkronen nach 8 Standjahren bei der Sorte „Hedelfinger“ veredelt auf: A = starkwachsende Standardunterlagen (z. B. F 12/1), B = mittelstarkwachsende Gi-Klonunterlagen, C = schwachwachsende Gi-Klonunterlagen. – Rechts: Ertragsverlauf und Ertragshöhe bei optimalen Pflanzdichten und verschiedenen Unterlagen: A₁ = 370 Bäume/ha als Niederstämme auf Standardunterlagen, A₂ = 250 Bäume/ha als Halbstämme auf Standardunterlagen, B = 1 000 Bäume/ha auf mittelstarkwachsenden Gi-Klonunterlagen, C = 1 700 Bäume/ha auf schwachwachsenden Gi-Klonunterlagen.

scheinen. Eine solche Prüfung übersteigt jedoch die Möglichkeiten des Instituts. Aus diesem Grund wurden 1981 mit einem Konsortium deutscher Baumschuler und einer Baumschule in den USA (Hilltop Orchards und Nurseries in Hartford/Michigan) Verträge über eine weitere Prüfung mit der Möglichkeit späterer kommerzieller Verwertung abgeschlossen. Die beiden Partner vermehren die Klone, erhalten ihren virusfreien Zustand, ziehen Bäume heran mit Sorten der verschiedenen Anbauregionen, pflanzen diese Bäume in Unterlagen/Sortenversuchen unter verschiedenen Umweltbedingungen, beurteilen die Bäume und selektieren in Zusammenarbeit mit uns die besten Unterlagen. Sie übernehmen dann die Anmeldung für den Sortenschutz und die kommerzielle Einführung und Vermarktung der Klone, wie in Übersicht 1 angeführt.

Spezielle Forschungsarbeiten

Die Züchtung verbesserter Unterlagen und Sorten beim Obst ist im Vergleich mit kurzlebigen Kulturpflanzen langwierig, aufwendig hinsichtlich Arbeit, Technik und Flächen und damit sehr teuer. Könnte man bereits an jungen Sämlingen die verschiedenen Potenzen und Eigenschaften erkennen, ließe sich der Aufwand reduzieren, bzw. könnte man bei gleicher Kapazität viel mehr Pflanzen prüfen und damit die Chancen erhöhen, etwas Besseres zu finden.

Das Phänomen der Verzweigung der Sorten durch Unterlagen ist für uns anfänglich die größte Herausforderung gewesen. W. Feucht und seine Schüler haben seit 1967 grundlegende biochemische, physiologische und histologische Untersuchungen durchgeführt, um „Marker“ für Ver-

zwergung und Wuchsrelation zu finden und um über Kallus-, Antheren- und Spitzenmeristem-Kulturen entsprechende Pflanzen zu gewinnen.⁶ Weitere Merkmale, wie z. B. Anteile der Rinde in Wurzeln, von lebenden Geweben im Holz der Wurzeln (R. Banan, Diss. 1980) sowie Zahl der Stomata pro Blattflächeneinheit brachten bei unseren Arthybriden keine so eindeutigen Beziehungen zur Wuchsstärke, um als Vorselektionsmethode erfolgreich eingesetzt werden zu können. Dagegen sind die neuerdings gefundenen Beziehungen zwischen Wachstumsrate der unveredelten Unterlagen und der Wuchsstärke der darauf veredelten Sorten (d. h. der erzielten Baumgröße) von großem praktischen und theoretischen Interesse (S. Seif, Diss.). Sie sind unabhängig von der Art bzw. den Artkreuzungen und geben neue Ansätze zur Erklärung der Mechanismen von Unterlagen/Sorten-Interaktionen.

Die besondere Anfälligkeit der Süßkirschbäume gegenüber Frostschäden und Bodenvernässung führte zur Entwicklung spezieller Untersuchungsmethoden, bei denen eine Vielzahl von Sorten und Klonen getestet werden konnte. Die Ergebnisse zeigen z. B. eine außerordentlich große Streubreite in der relativen Frostanfälligkeit und in der Reaktion der Klone auf Enthärtung während der Nachruhe (H. Strauch, Diss.). Das ist wichtig für die Selektion von robusten Pflanzen, die nach milder Witterung im Winter durch anschließende Kälteperioden nicht frostgeschädigt werden. Auch das Kältebedürfnis der Knospen schwankt bei Sorten und Arthybriden erheblich (S. Seif, Diss.). Da es mit dem Austrieb positiv korreliert ist, ergeben sich Möglichkeiten zur Selektion spätaustreibender Pflanzen, die den bei uns häufigen Frühjahrsfrösten entkommen können. Manche Kirschhybriden tolerieren eine totale Überflutung im Sommer bis zu 28 Tagen, während die jetzt

verwendeten Unterlagen bereits nach wenigen Tagen Schäden zeigen (M. Roth, Diss.). Wir wissen zur Zeit noch nicht, ob es sich um genotypische Unterschiede in den Reaktionen gegenüber Sauerstoffmangel im Boden oder in den Empfindlichkeiten gegenüber Boden-Pathogenen handelt, die unter anaeroben Bedingungen besonders aggressiv sind (H. Köhler, Dipl.). Das Wasserpotential der Sorten wird durch die Unterlagen (E. Schwalm, Dipl. 1979) und auch durch Schnitt beeinflusst (R. Loosen, Dipl. 1984), was für die Anpassung an Trockenzeiten wichtig sein kann. Sehr deutlich war auch der Einfluß der Unterlagen auf den Zustand der Mineralstoffversorgung der darauf veredelten Sorten (E. Hassanain, Diss. 1982). So sind die vorn erwähnten Blattrollsymptome mit niedrigen Kalium- und die frühzeitigen Blattvergilbungen mit niedrigen Stickstoff-Werten in den Blättern verbunden. Auch die Reifezeiten der Früchte und ihre verschiedenen Inhaltsstoffe werden durch die Unterlagen verändert (D. Seelbach, Dipl. 1981).

Mit dem Fortschreiten der Feldprüfungen traten neue Probleme auf, deren Ursachen und Auswirkungen durch weitere Arbeiten zu klären sind: Bäume auf verzweigten Unterlagen bilden häufig keine homogenen Veredelungsstellen. Die Anschwellungen und Überwachsungen des Sortenstammes können kritisch für die Langlebigkeit der Bäume sein. Histologische Untersuchungen über das Dickenwachstum von unveredelten (H. Frei, Dipl. 1983) und veredelten Unterlagen (W. Wagner, Dipl. 1983) brachten neue Erkenntnisse und Einzelheiten. Bisherige Studien an Veredlungsstellen gerodeter Bäume zeigen, daß frühzeitige Rißbildungen im Holz zur Unterbrechung des Kambiums und der Gefäßverbindungen führen können (T. Nessel, Diss.). In den Vorprüfungen wurden die Bäume in den ersten sechs

Jahren nicht geschnitten, um den durch die Unterlagen induzierten typischen Wuchs- und Ertragshabitus nicht zu verfälschen. Bei vielen schwachwachsenden Baumkombinationen traten deutliche Vergreisungs- (Alterungs-) Erscheinungen auf, die sich in mangelnder Triebneubildung und Absterben der fruchttragenden Kurztriebe an älteren Astpartien mit zunehmendem Alter äußerten. Durch Schnittmaßnahmen kann das physiologische Gleichgewicht zwischen Wuchs und Ertrag wieder hergestellt werden (G. Schaumberg, Diss. 1983, W. Ollig, Dipl. 1984).

In letzter Zeit wurden Arbeiten über die Virussensitivität von Unterlagen/Sorten-Kombinationen (H. Wagner, Diss.) begonnen, nachdem vorangegangene Tests große Unterschiede bei unveredelten Hybriden erkennen ließen (G. Schneider, Dipl. 1978). Die fast 3000 interspezifischen Hybriden im Quartier Honigberg sind ein außerordentlich interessantes Material zur Untersuchung von Wirt-Parasit-Interaktionen, wie z. B. bei *Pseudomonas mors-prunorum*, *Blumeriella jaapii*, *Taphrina cerasi* und der schwarzen Kirschenlaus, *Myces cerasi* (A. Gruppe, Diss.).

Viele der angeführten Untersuchungen erfolgten in Zusammenarbeit mit anderen Fachdisziplinen, wie Virologie, Mykologie, angewandte Zoologie, Pflanzenernährung, Bodenkunde an der Universität, Weinchemie und Getränketechnologie an der Forschungsanstalt Geisenheim, der Hessischen Forsteinrichtungsanstalt Gießen u. a. Diesen Kollegen sind wir für Rat und Unterstützung zu Dank verpflichtet. Wir hatten Gelegenheit, die Ergebnisse verschiedener Untersuchungen auf dem Workshop über "Improvement of sweet and sour cherry varieties and rootstocks" der Internationalen Gartenbauwissenschaftlichen Gesellschaft (ISHS) zu prä-

sentieren, der vom 2.–6. Juli 1984 in Grünberg bei Gießen stattfand und von uns ausgerichtet wurde.⁷

Zweiter Züchtungszyklus

Die aussichtsreichsten Unterlagen in den Feldprüfungen stammten aus Kreuzungen von tetraploiden und/oder tetraploiden \times diploiden Arten. Da im ersten Kreuzungszyklus die genetische Variabilität der tetraploiden Arten (*P. cerasus* und *P. fruticosa*) relativ gering war und viele Eigenschaften der benutzten Eltern erst im Verlauf der speziellen Untersuchungen erkannt werden konnten, begannen wir 1980 einen zweiten Kreuzungszyklus. S. Franken-Bembek (1979–84) hat, mit U. Riedmeier und B. Landvogt, bisher mehr als 200 neue Einfach-, Doppel- und Dreiweg-Arthybriden hergestellt, die teilweise schon verklont sind und für neue Feldprüfungen bereit stehen. Obwohl hierbei die Auslese der Eltern nur nach dem Phänotyp erfolgen kann, erscheint auf diesem Weg ein züchterischer Fortschritt möglich. Möglicherweise beruhen die Vorteile der tetraploiden Arten auf dem Einfluß der höheren Ploidiestufe und nicht auf dem artspezifischen Genbestand. In diesem Fall wäre eine Verwendung von tetraploiden *P. avium*-(Süßkirsch)-Formen als Unterlagen interessant, da zusätzlich eine bessere Verträglichkeit mit den Süßkirschen zu erwarten ist. Seit einigen Jahren laufen deshalb Versuche zur Ploidie-Induktion und Isolation entsprechender Mutanten. Weitere Selektionen unter Ausnutzung der erarbeiteten Erkenntnisse finden an über tausend schwachwachsenden Kirschsämlingen statt, die wir von der Niedersächsischen Forstlichen Versuchsanstalt in Escherode erhielten und an *P. mahaleb*-Nachkommenschaften, die sich durch extrem frühen Triebabscluß auszeichnen.

Integration von Forschung, Lehre und Praxis

Forschung ist der Prozeß, durch den neues Wissen erarbeitet wird, d.h. jene substantielle und organisierte Anstrengung, um aus sorgfältig geplanten Beobachtungen und/oder Versuchen neue Erkenntnisse zu gewinnen. Im angewandten Bereich der Kulturpflanzenforschung lassen sich hierdurch Innovationen wie z. B. verbesserte Pflanzen erzielen, wobei häufig bekannte Prinzipien zugrunde gelegt werden, die bei noch nicht erforschten Objekten auszunutzen sind. Das hier beschriebene Züchtungsprojekt umfaßt viele wichtige Aspekte des Obstbaues und zeigt am Beispiel der Süßkirschen auf, welche Verbesserungen möglich sind. Ausgangspunkte waren ökonomische und ökologische Probleme im Anbau. Sie gaben Anlaß zur Aufstellung von Hypothesen, die im Verlauf der wissenschaftlichen Bearbeitung – teilweise – verifiziert werden konnten.

Die Durchführung eines derartigen Projektes an der Universität scheint besonders geeignet, die Lernenden an solchen Prozessen zu beteiligen, sie mit den verschiedenen theoretischen und anwendungsbezogenen Aspekten am Objekt vertraut zu machen und ihnen zu zeigen, daß Fortschritte zur Lösung komplexer Pro-

bleme nur in Zusammenarbeit mit anderen Fachdisziplinen erreicht werden können. Andererseits ist auch die Notwendigkeit einer Zusammenarbeit mit der Praxis und ihren Organisationen herauszustellen, da eine kleine universitäre Arbeitsgruppe nur beschränkte institutionelle Möglichkeiten besitzt.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß die Durchführung des Projektes erhebliche Mühen bereitete, um die technischen und organisatorischen Fragen befriedigend zu lösen und die hierfür erforderlichen Mittel einzuwerben. Es ist mir ein besonderes Bedürfnis, der Deutschen Forschungsgemeinschaft für die gewährte finanzielle Unterstützung zu danken.

Anmerkungen

- ¹ Gruppe, W. und H. Schmidt: Gartenbauwissenschaft 37 (1972), 73–84.
- ² Schmidt, J.: Zeitschr. f. Pflanzenzüchtung 77 (1976), 155–164; 242–250.
- ³ Gruppe, W.: Gartenbauwissenschaft 43 (1978), 254–259.
- ⁴ Gruppe, W.: Proc. Eucarpia Fruit Section Symposium, Angers 1979, 199–222.
- ⁵ Gruppe, W.: Acta Horticulturae Bd. 140 (1983), 103–112.
- ⁶ Feucht, W.: Das Obstgehölz. Stuttgart 1982.
- ⁷ Die Beiträge werden in einem demnächst erscheinenden Band der Acta Horticulturae der International Society for Horticultural Science veröffentlicht.

Richtigstellung

In der Ehrentafel der Gießener Hochschulgesellschaft im Heft 2/1984 wurde versehentlich der Tod von Professor Dr. jur. Klaus *Lange* angezeigt. Verstorben ist

jedoch Professor Dr. med. Rainer Horst *Lange*. Die Schriftleitung hat Professor Dr. Klaus *Lange* ihr Bedauern über dieses Versehen zum Ausdruck gebracht.

COMMERZBANK 

Auf dem Weg zum Erfolg braucht man den richtigen Partner.



Wer erfolgreich sein will, braucht einen Partner, der ihm in allen Geldfragen kompetent und mit individueller Beratung zur Seite steht.

Kommen Sie deshalb zur Commerzbank.



Commerzbank.
Die Bank an Ihrer Seite.

Filiale Gießen, Johannesstraße 17, Telefon (06 41) 7 10 51

112.584

Licher Bier.[®] Aus dem Herzen der Natur.

*Privatbrauerei Jhring-Melchior
6302 Lich, Hessen 1*



Ulrich Karthaus

Laudatio auf Lieselotte Blumenthal

**anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde
des Fachbereichs Germanistik am 13. November 1984**

*Hochverehrte Frau Blumenthal,
Sehr verehrter Herr Präsident,
Verehrter Herr Vizepräsident,
Hochansehnliche Festversammlung,*

unsere Dekanin, Frau von Ertzdorff, hat mich mit der ehrenvollen Aufgabe betraut, die Laudatio auf Frau Blumenthal zu halten. Laudatio, Lobrede, verkündet das Lob eines Menschen, die laus (auf lateinisch). Ein philosophischer Kopf unseres Fachbereichs hat sich deshalb bei entsprechender Gelegenheit als Lausbuben des Fachbereichs bezeichnet.

Ich werde versuchen, die Würde des Fachbereichs und der ihn bergenden Alma mater zu wahren, indem ich alles Lausbubenhafte unterdrücke und so seriös als möglich spreche, und zwar über die vierfache Wurzel des Grundes der Ehrenpromotion von Frau Blumenthal.

Die erste Wurzel des Grundes ist, wie könnte es anders sein, Frau Blumenthal selbst, sie als solche. Sie hat Kunstgeschichte, Geschichte, Archäologie und auch Germanistik in Tübingen studiert und wechselte alsbald nach Hamburg, wo sie Schülerin von Aby Warburg, Erwin Panofsky und Ernst Pötsch wurde. Das sind Namen, die die Geisteswissenschaften dieses Jahrhunderts geprägt haben, Gelehrte, die dazu beigetragen haben, Sie, verehrte Frau Blumenthal, zu der vielseitig gebildeten Persönlichkeit zu machen, als die Sie heute, zu unserer Freude, hier bei uns sind! Ihr großes Lebenswerk, von dem alsbald die Rede sein wird, gewinnt durch dieses biographische Fundament



seinen Rang. Daß Sie hernach mehrere Jahre in Hamburg an privaten und staatlichen Schulen als Lehrerin wirkten, berührt mich besonders sympathisch: Wer könnte leugnen, daß der Unterricht von Literatur, die Vermittlung von Literatur an junge Menschen zu den wesentlichen Aufgaben unseres Berufes gehört. Sie demonstrieren in Ihrer Person, daß die Arbeit des Gelehrten und des Lehrenden einander ergänzen können, ja, daß solche Ergänzung zu großen Ergebnissen führt.

Bevor die Schiller-Nationalausgabe Sie nach schweren persönlichen Schicksalen in ihren Bann zog, begann der Zweite Weltkrieg. Und es darf heute, im Rückblick eines Jüngerer, ein Wagnis genannt werden, daß Sie sich 1943 zur Redakteurin der Ausgabe ernennen ließen, obschon doch damals, im Jahre von Stalingrad, gar nicht abzusehen war, wie es mit der deutschen Nation und ihrem Verhältnis zu Schiller hinfort aussehen würde. Mir scheint, daß Sie mit dieser Entscheidung, aus der dann alles Spätere und Weitere sich ergab, jene Konsequenz erstmals gezeigt haben, die Sie später, bei anderen Gelegenheiten, bewiesen, zum Beispiel, als Sie 1953 einen Ruf an eine Universität ablehnten. Ihr Leben macht deutlich, daß die Entscheidung für die Wissenschaft auch eine moralische Entscheidung sein kann, der wir unseren Respekt zollen!

Soviel, und nicht mehr, zur ersten Wurzel des Grundes der Ehrenpromotion von Frau Blumenthal.

Was nun die zweite betrifft, so liegt sie ebenso klar am Tage wie die erste, so klar, daß man sie kaum zu nennen braucht. Es ist, wie könnte es drei Tage nach seinem 225. Geburtstag anders sein, Friedrich Schiller. Der Umstand, daß Sie ein ganzes Forscherleben dieser Gestalt gewidmet haben, wäre Grund genug für eine Ehrenpromotion, auch wenn Sie nur Sekundärliteratur, also Zweitrangiges, veröffentlicht hätten, Vergängliches, Interpretationen. Sie haben aber mehr und Grundsätzlicheres für das Werk Schillers getan. Zunächst haben Sie dieses Werk in muster-gültiger Weise selbst präsentiert, und Sie haben andere Philologen dabei beraten und angeleitet, es herauszugeben. Ihr Wirken stellt eine Symbiose von eigener wissenschaftlicher Leistung und Wissenschaftsmanagement dar, wie sie selten ist. Jeder, der Sie kennt, rühmt die Liebenswürdigkeit, mit der Sie dabei zu Werke

gingen, die Freundlichkeit, mit der Sie eigene Funde und Kenntnisse neidlos mitteilten. Sodann aber haben Sie zugleich unsere Kenntnis von Schillers Werk in zahlreichen Einzelzügen bereichert, durch Funde, durch die Edition unbekannter Texte, durch den Hinweis auf Verschollenes und Vergessenes. Dies nach mehr als hundertjähriger Schillerforschung, nach gelehrten Bemühungen von fünf Generationen. Sie haben eine wissenschaftliche Leistung hohen Ranges vollbracht, und Sie haben diese Leistung einer Gestalt unserer Geistesgeschichte gewidmet, die es wahrhaftig verdient, weil sie heute, so scheint es mir, so aktuell ist wie eh und je. Wer dies nicht glaubt oder bezweifelt, ist nachdrücklich eingeladen, die Vorträge zu besuchen, die der Fachbereich aus Anlaß von Schillers 225. Geburtstag in diesem Wintersemester veranstaltet.

Soviel, und nicht mehr, zur zweiten Wurzel des Grundes der Ehrenpromotion von Frau Blumenthal.

Die dritte ist sehr viel schwerer zu beschreiben. Es ist die in Tausenden unüberschaubarer Verästelungen von Notkers Anlautgesetz über die Sozio-, Pragma- und Textlinguistik, über Gryphius, Gottfried Benn und Günter Grass bis zur Medienanalyse polypengleich ausgreifende Germanistik.

Dieses Fach kann, wie andere auch, auf zweierlei Art traktiert werden, nämlich indem man sich vorwiegend Arbeit macht oder vorwiegend Gedanken. Das ergibt drei Typen von Gelehrten: jene, die sich vorwiegend Arbeit machen, aber wenig Gedanken, jene, die sich viele kluge Gedanken, aber wenig Arbeit machen und jene wenigen, die sich sowohl Gedanken wie Arbeit machen. Theoretisch wäre noch ein vierter Typus denkbar, über den ich aber nichts sagen will, weil er in der Erfahrung überhaupt nicht vorkommt und weil ich

die Rolle des Lausbuben nicht spielen mag.

Die Editionsphilologie, die Sie, verehrte Frau Blumenthal, betreiben, weist Sie ganz unstreitig als einen Gelehrten vom dritten, höchsten und seltensten Range aus. Es wäre ein Irrtum, nähme man an, der Editionsphilologe habe nur Fleiß, Mühe und Beharrlichkeit aufzuwenden. Gewiß hat er das. Aber wer selbst jemals auch nur ganz bescheidene Versuche auf diesem Gebiete unternommen hat, weiß, daß die Erstellung eines untadeligen Textes eine scharfsinnige, exakte Reflexion voraussetzt, bevor man an die Arbeit geht. Vor gut dreißig Jahren formulierte Ernst Robert Curtius das in der Vorrede seines Werkes „Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter“: „Die Philologie bedeutet für die Geisteswissenschaften dasselbe wie die Mathematik für die Naturwissenschaften.“ Ich zitiere das, weil Curtius dies Buch dem Andenken Ihres Lehrers Aby Warburg widmete. Wie schwierig dieser Zweig unserer Disziplin ist – so daß er nahezu der einzige ist, wo man in der Tat intellektuelle Disziplin an den Tag legen muß, im Gegensatz zu uns Interpreten, denen die sogenannte Hermeneutik gestattet, hin und wieder ein wenig zu mögeln – wie schwierig also die Editionsphilologie ist, geht allein aus der Tatsache hervor, daß fast alle großen editorischen Unternehmungen, die zur Zeit in der deutschen Philologie betrieben werden, anders enden als sie begonnen wurden.

Die große, im engsten Sinne wissenschaftliche Leistung Frau Blumenthals besteht nun darin, daß sie diesen Diskussionsprozeß begleitet und entscheidend gefördert hat. Dies vor allem durch exemplarische Editionen nicht von Texten Schillers allein, sondern auch durch ihre Mitarbeit an den drei wichtigsten Goethe-Ausgaben der Nachkriegszeit, nämlich der Berliner Akademie-Ausgabe, die leider unvoll-

endet bleiben wird, zu deren Mitbegründern sie aber gehört, ferner der Hamburger Ausgabe und der Artemis-Ausgabe. Zu diesen Veröffentlichungen, von der Schiller-Nationalausgabe schweige ich, abgesehen, hat Frau Blumenthal zahlreiche Aufsätze zu Fragen der Editionsphilologie publiziert. Ihr gesamtes wissenschaftliches Oeuvre – ich habe mir einmal das Vergnügen gemacht, es überschlägig zu taxieren – umfaßt mehr als 8000 Seiten!

Dies nur für jene, die sich durch Zahlen beeindrucken lassen – daß dieses philologische Lebenswerk aber außer dem quantitativen vor allem sein qualitatives Gewicht hat, das ihm Rang und Würde verleiht, dokumentiert eine Art von Übernahmen, den man Frau Blumenthal verliehen hat. Man hat sie das philologische Gewissen der Germanistik genannt.

Wie wichtig ein solches Organ, nämlich ein sensibles philologisches Gewissen für die Germanistik ist, hat die Geschichte dieses Faches in den letzten Jahrzehnten eindringlich vor Augen geführt. Die Wandlungen von der chauvinistisch-nationalsozialistischen zur textimmanenten Literaturbetrachtung, Existenzialismus, Symbolforschung, Rezeptionsforschung, Literatursoziologie in verschiedenen ideologischen Abschattungen, Neopositivismus und endlich ein Methodenpluralismus, bei dem niemand sich so recht wohl fühlt: das sind in Schlagworten Wege und Irrwege der deutschen Literaturwissenschaft. Wir brauchen in diesem Labyrinth Gelehrte wie Frau Blumenthal, die uns immer wieder auf die Grundlagen unseres Faches zurückführen, auf die Texte. Und darum ist der Ehrentitel eines philologischen Gewissens, das sich in Ihnen, verehrte Frau Blumenthal, verkörpert, kein privates Attribut, auf das man notfalls denn auch verzichten könnte – es ist eine Notwendigkeit, daß es Sie gibt.

Soviel, und nicht mehr, zur dritten Wurzel

des Grundes der Ehrenpromotion von Frau Blumenthal.

Was nun die vierte Wurzel des Grundes der Ehrenpromotion von Frau Blumenthal angeht, so ist hier die höchste Delikatesse, die heikelste Wortwahl am Platze. Denn diese Wurzel heißt, mit einem kurzen und unendlich komplizierten Wort: Deutschland.

Es gilt, zwei mögliche Mißverständnisse abzuwehren. Denn weder will der Fachbereich Germanistik Politik betreiben, schon gar nicht Wiedervereinigungspolitik im Sinne des kalten Krieges, noch will er einer politischen Ideologie das Wort reden. Es soll der einfache Tatbestand konstatiert werden, daß beide deutsche Staaten, die Bundesrepublik Deutschland wie die Deutsche Demokratische Republik, eine gemeinsame geschichtliche Vergangenheit haben. Es soll nur gesagt sein, daß wir als Germanisten uns verpflichtet fühlen, der deutschen Kultur zu dienen, in der diese geschichtliche Vergangenheit aufgehoben, bewahrt und gepflegt wird. Die deutsche Literaturwissenschaft ist verpflichtet, das Bedeutendste, das die deutsche Literatur enthält, zu pflegen, zu verbreiten, die Kenntnisse jener Werke zu vertiefen, denen sich Rang und Würde dieser deutschen Literatur verdanken – ohne doch dabei die Irrwege, das Fatale, das die deutsche Geschichte gezeigt hat, zu verschweigen.

Frau Blumenthal hat, eine wahre deutsche Kosmopolitin, durch ihren Dienst an der Schiller-Nationalausgabe eines der ganz wenigen Unternehmen am Leben erhalten, das in der Bundesrepublik wie in der DDR mit gleicher Intensität vorangetrieben wird, und sie hat dadurch entscheidend geholfen, das Bewußtsein am Leben zu erhalten von der Existenz, ja von der Geschichtsmächtigkeit der deutschen Kultur, wie sie in einer ihrer größten Gestalten, in Friedrich Schiller, einen Ausdruck gefunden hat.

Soviel, und nicht mehr, von der vierten Wurzel des Grundes der Ehrenpromotion von Frau Blumenthal.

Sie haben, verehrte Frau Blumenthal, im Sommer bereits den Ehrendoktorhut der Universität Tübingen empfangen, und nun könnte man meinen, die Ehrung, die wir heute vollziehen, sei überflüssig, sie komme zu spät. Mitnichten, und ganz im Gegenteil!

Als man Friedrich dem Großen erzählte, der kursächsische Minister Heinrich Graf von Brühl (1700 bis 1763) besitze mehr als eintausendsechshundert Perücken, soll der König gesagt haben, das sei ein wenig zuviel für einen Mann ohne Kopf. Ich habe mich bemüht darzulegen, daß zwei Ehrendoktorhüte für einen Kopf wie den Ihren, verehrte Frau Blumenthal, immer noch viel zu wenig sind!

Biographische Notizen

Prof. Dr. *Knut Bleicher*, geb. 1929 in Berlin. Studium an der Freien Universität Berlin. Als Faculty Associate 1956/57 an der Wharton School der University of Pennsylvania in Philadelphia tätig. 1964 Habilitation an der Freien Universität. 1966 Ruf an die Universität Gießen – Lehrstuhl für Organisation und Führung der Unternehmung – Personalwirtschaft. 1971–72 Dekan des Fachbereiches Wirtschaftswissenschaften, WS 1980 Gastprofessor an der Indiana University – Bloomington – Indianapolis. School of Business, Bloomington/Indiana. 1983–84 Dekan des Fachbereiches Wirtschaftswissenschaften. 1984 Wahl zum Nachfolger von Prof. Dr. Dres. h. c. Hans Ulrich an der Hochschule St. Gallen für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften.

Prof. Dr. phil. *Gottfried Boehm*, geb. 1942 in Braunau (Böhmen). Studium der Kunstgeschichte, Philosophie, Germanistik in Köln, Wien und Heidelberg. Promotion 1968 in Philosophie, Habilitation 1974 in Kunstgeschichte in Heidelberg. Von 1975–79 Dozent und apl. Prof. für Kunstgeschichte an der Ruhr-Universität Bochum, seit 1979 Professor für Kunstgeschichte an der Justus-Liebig-Universität Gießen. Wichtigste Veröffentlichungen: Studien zur Perspektivität. Philosophie und Kunst in der frühen Neuzeit, Heidelberger Forschungen Nr. 13, Heidelberg 1969; Bildnis und Individuum. Über den Ursprung der Porträtmalerei in der italienischen Renaissance [Herbst 1985]; Neuedition der ‚Schriften zur Kunst‘ von K. Fiedler, 2 Bde., München 1971; Zur Dialektik der ästhetischer Grenze. Überlegungen zur gegenwärtigen Ästhetik im Anschluß an J. Albers, in: Neue Hefte für Philosophie Nr. 5 (1973); Plastik und plastischer Raum, in: Skulptur. Ausstellung Münster 1977; (zusammen mit H.-G. Gadamer, Hrsg.) Seminar: Philosophische Hermeneutik, stw 144, Frankfurt 1976, und Seminar: Die Hermeneutik und die Wissenschaften, stw 238, Frankfurt 1978, darin: Die Hermeneutik und die Wissenschaften. Zur Bestimmung des Verhältnisses (Einleitung); Zu einer Hermeneutik des Bildes; Bildsinn und Sinnesorgane, in: Neue Hefte für Philosophie Nr. 18/19 (1980); Morandis Stilleben, in: Giorgio Morandi – Ölbilder, Aquarelle, Zeichnungen, Radierungen, Kat. München (Haus der Kunst) 1981; Steine. Bemerkungen zur Kunst Karl

Prantls, in: Karl Prantl. Plastiken 1950–1981, Kat. Frankfurt (Kunstverein) 1981; „en perspective du sentiment“. Zu den Zeichnungen Matisse's und den ‚papiers découpés‘, in: Henri Matisse. Das Goldene Zeitalter. Kat. Bielefeld (Kunsthalle) 1981; Kunst versus Geschichte: ein unerledigtes Problem. Zur Einleitung in George Kublers ‚Die Form der Zeit‘, Frankfurt 1982; Zum Werk von Ernst Hermanns, in: Ernst Hermanns. Plastische Arbeiten mit Werkverzeichnis 1946–1982, Zirndorf 1982; Cézannes Montagne Sainte Victoire, Frankfurt/M. [Herbst 1985].

Prof. Dr. rer. hort. *Werner Gruppe*, geb. 24. 11. 1920 in Delitzsch (frühere Provinz Sachsen). Abitur, Arbeitsdienst, durch Militärdienst unterbrochenes und nicht beendetes Studium der Naturwissenschaften und Medizin in Leipzig und Berlin. Nach Kriegsgefangenschaft gärtnerische Lehre und Studium des Gartenbaues an der Technischen Hochschule Hannover. Ab 1951 wissenschaftlicher Mitarbeiter, Assistent und Oberassistent am Institut für Obstbau und Baumschule der Fakultät für Gartenbau, Hannover, bei Prof. de Haas. Dort Promotion zum Dr. rer. hort., 1954, und nach Habilitation, 1961, Diätendozent. Seit Wintersemester 1962/63 an der Justus-Liebig-Universität Gießen, zunächst als außerordentlicher, seit 1966 als ordentlicher Professor für Obstbau. Studienaufenthalte in verschiedenen Ländern und Gastprofessuren im Rahmen Gießener Partnerschaften an der Ege-Universität in Izmir/Türkei, 1965, 1970, 1978, und an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Wugong/VR China, 1984.

Hauptarbeitsgebiete: Mineralstoffernährung von Obstgehölzen, obstbauliches Versuchswesen (in Hannover); Obstzüchtung mit den Schwerpunkten Unterlagenzüchtung und Unterlagen/Sorten-Interaktionen.

Prof. Dr. phil. *Ulrich Karthaus*, geb. am 19. September 1935 in Düsseldorf, Humanistisches Gymnasium. Studium der Germanistik, Philosophie und Geschichte in Köln und Freiburg i. Br., Promotion 1964, Habilitation 1974. 1965 Assistent am Seminar für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft der Justus-Liebig-Universität, 1972 Professor für Didaktik der Deutschen Sprache und Literatur an der JLU, 1983

Träger der Medaille für Verdienste um Robert Musil der Stadt Klagenfurt.

Veröffentlichungen über Thomas Mann und Robert Musil, Aufsätze in verschiedenen Fachzeitschriften. Editionen von Christian Friedrich Daniel Schubart und Richard Huelsenbeck sowie literaturdidaktischer Textsammlungen.

Prof. Dr. med. Dr. med. vet. h. c. *Hanns Gotthard Lasch*, geb. am 29.09.1925 in Liegnitz/Schlesien. Schule: Löwenberg/Osterode/Augsburg/Breslau, 1943 Abitur in Breslau. 1944/45 Wehrmacht, Verwundung, Lungenschuß; 1945/46 Gefangenschaft; 1946–52 Medizinstudium in Erlangen; 1951 Promotion; 1953–54 Assistent am Biochemischen Institut in Frankfurt; 1954–65 an der Medizinischen Klinik Heidelberg Assistent, dann Oberarzt; 1958/59 Habilitation für Innere Medizin.

1965 Berufung auf den Lehrstuhl für Innere Medizin der Universität Gießen; 1969 Ruf nach Freiburg abgelehnt, 1972 Ruf nach Bonn abgelehnt.

Wissenschaftliche Gebiete: Blutgerinnung, Schock, Kreislaufstörungen, Verbrauchskoagulopathie.

Mitgliedschaften: Akademie der Naturforscher und Ärzte Leopoldina zu Halle seit 1971; Österr. Akademie der Wissenschaften seit 1973.

Präsidenschaften: Deutsche Gesellschaft für Innere Medizin – 100 Jahre – 1982; Deutsche Gesellschaft für Bluttransfusion 1973/74; Deutsche Gesellschaft für Intensivmedizin; seit 1976 Präsident der Interdisziplinären Deutschen Gesellschaft für Intensivmedizin, Präsident des Europäischen Kongresses für Intensivmedizin 1986. Seit 1983 Mitglied des Senates der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Mitglied des Hauptausschusses.

Dr. med. vet. h. c. der Universität Gießen.

Prof. Dr. *Ernst Schulin* wurde 1929 in Kassel geboren; studierte 1949–55 in Göttingen, Tübingen und Paris. 1956 Promotion, 1958–65 wissenschaftlicher Assistent, zunächst am Institut für Europäische Geschichte in Mainz, dann an der Universität Gießen. Dort 1965 Habilitation. 1967–74 Professor für Neuere Geschichte an der Technischen Universität Berlin, seit 1974 an der Universität Freiburg. 1976 Gastprofessor am St. Antony's College in Oxford, 1980 an der Universität Tel Aviv, 1984 an der Universität von New South Wales in Sydney. Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften.

Neben den Spezialgebieten Englische Geschichte und Geschichte der Geschichtswissenschaft ist er Mitherausgeber der *Walther Rathenau-Gesamtausgabe*. Veröffentlichungen: *Die weltgeschichtliche Erfas-*

zung des Orients bei Hegel und Ranke, Göttingen 1958. *Handelsstaat England: Das politische Interesse der Nation am Außenhandel vom 16. bis ins frühe 18. Jahrhundert*, Wiesbaden 1969. (Hrsg.): *Universalgeschichte*, Köln 1974. *Traditionskritik und Rekonstruktionsversuch, Studien zur Entwicklung von Geschichtswissenschaft und historischem Denken*, Göttingen 1979. (Hrsg. zus. m. B. Martin): *Die Juden als Minderheit in der Geschichte*, München 1981.

Prof. Dr. *Andrzej Wirth*, 1927 in Polen geboren, 1947–51 Studium der Philosophie in Lodz und Warschau. 1955 Promotion an der Universität Breslau über Bertolt Brechts Dramen. 1956–57 Stipendiat der Ostberliner Akademie der Künste, ab 1957 Herausgeber der polnischen Kulturzeitschriften „*Polityka*“ und „*Nowa Kultura*“ in Warschau, ab 1964 am Literarischen Institut der Polnischen Akademie der Künste. Ab 1966 in den USA, zunächst in Princeton, dann Gastprofessor an der University of Massachusetts, Amherst. 1968–70 Professor für Drama und Vergleichende Literaturwissenschaft in Stanford, 1970–76 an der City University in New York. 1976 und 1981 Gastprofessor für Slawische und Vergleichende Literaturgeschichte in Harvard. Seit 1976 Lehraufträge und Forschungsaufenthalte an den wichtigsten amerikanischen und europäischen Universitäten (Oxford, London, Berlin). Mitbegründer und Mitglied der Internationalen Brecht-Gesellschaft, des amerikanischen P. E. N.-Club und des International Theatre Institutes (ITI).

Arbeitsschwerpunkte: Polnische Literatur und polnisches Drama, Studien zu Bertolt Brecht, Übersetzung und Herausgabe unveröffentlichter Schriften aus Brechts Nachlaß (Fatzner-Projekt), Regisseur amerikanischer Premieren der Brecht-Stücke (an verschiedenen Universitäten der USA), Arbeiten zum Absurden Theater, Semiotik des iranischen Passionsspiels „*Ta'zieh*“, Analysen zum postmodernen Experimentiertheater (Robert Wilson), Theatertheorie, Theaterkritik (regelmäßige Mitarbeit an der Zeitschrift „*Theater heute*“), vergleichende Studien zum deutschen Expressionismus, vergleichende Literaturgeschichte, paratheatralische Experimente: „*Theater ohne Publikum*“. Eingeladen zum Wissenschaftskolleg zu Berlin 1984/85; ordentliches Mitglied der Akademie der Künste Mannheim und Senator der Sektion für Darstellende Kunst seit 1984; Rockefeller Foundation Commission on Arts, Berater. Herausgeber: *St. I. Witkiewicz Lesebuch: „Verrückte Lokomotive“* (Schriften zum Theater, Stücke, Prosa), Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1985.

In schwierigen Zeiten zählt Freundschaft doppelt

In einer Universität gibt es immer wieder unvorhergesehene Lücken, Härten und Aufgaben. Oft werden für wichtige Anliegen des Forschungs- und Lehrbetriebes Mittel von anderer Seite nicht oder nicht ausreichend zur Verfügung gestellt. Die Gießener Hochschulgesellschaft hat hier in zahlreichen Fällen schnell und unbürokratisch geholfen – selbstverständlich ohne die Absicht, die dem Staat obliegenden Verpflichtungen zu ersetzen.

Die Arbeit der Gießener Hochschulgesellschaft wird zur Zeit von 800 Mitgliedern getragen. Die wachsenden Aufgaben machen es notwendig, den Kreis der Freunde und Förderer zu erweitern.

Wir bitten um Ihre Unterstützung bei der Mitgliederwerbung

DIE REDAKTION



B

ergdorf in Bolivien. Ländliche Idylle?

Ein trügerisches Bild: Der Alltag der Landbewohner in den Anden ist äußerst beschwerlich; ihre Arbeit, ihr Leben, ihre Hoffnungen und Leiden sind uns oftmals fremd. Die Stimmen aus den Dörfern der Dritten Welt erreichen uns kaum. Eine Aufgabe von »Brot für die Welt« ist es, den Armen Gehör zu verschaffen und immer wieder deutlich zu machen, wie sehr die Welt, in der wir leben, an ungerechter Verteilung der Güter und Chancen leidet. »Brot für die Welt«, Postfach 476, 7000 Stuttgart 1, Spendenkonto: 500 500-500, Postscheckamt Köln.

